

3 Forschung zum (Online-)Deliberationsprozess in vier Phasen

Virtuelle Diskursräume haben Hoffnungen auf reale Deliberation im Internet geweckt. Im Spannungsfeld von Optimismus, Experimentierfreude und Skepsis hat sich ein interdisziplinäres Feld der Deliberationsforschung entwickelt, aus dem in den letzten Jahren eine beachtliche Zahl wissenschaftlicher Arbeiten hervorgegangen ist.¹⁴ Bei der Fülle unterschiedlicher Überlegungen und Befunde fällt es nicht nur Personen, die sich wissenschaftlich qualifizieren, sondern dem wissenschaftlichen Diskurs insgesamt, nicht leicht, einen Überblick zu behalten. Empirische Daten verbleiben nicht selten in Teildiskursen der Deliberationsforschung und werden nicht ausreichend zusammengeführt und diskutiert. Auch ist bisher nicht klar, wie mit Besonderheiten des Internets umzugehen ist und ob Erkenntnisse zu analoger Deliberation auf das schnell wachsende Feld der Online-Deliberation übertragbar sind. Bezogen auf bestimmte Fragestellungen ist eine Diskrepanz erkennbar, zwischen einer Vielzahl theoretisch-normativer Überlegungen und wenigen Verbindungen aus Theorie und Empirie. Das betrifft ganz besonders den Deliberationsprozess selbst und Wirkungszusammenhänge innerhalb dessen. Die wenigen empirischen Ergebnisse dazu sind Fragmente, die über Fächer verteilt und durch Fachkulturen getrennt erst zusammengeführt werden müssen. Genau dies soll im folgenden Kapitel geleistet werden.

Die Unübersichtlichkeit kann teilweise mit den unterschiedlichen Systematisierungen des Feldes erklärt werden. Kapitel 3.1 beginnt mit einem Überblick zu bisher vorliegenden Systematisierungsvorschlägen der Deliberationsforschung. Die Vorschläge werden in ihren Vor- und Nachteilen diskutiert, um dann entlang des Input-Throughput-Outcome-Ansatzes der Öffentlichkeitstheorie eine Synthese zu bilden. Mit Hilfe des Ansatzes werden vier Phasen der Deliberationsforschung identifiziert. Die Einteilung

14 Die Menge an Forschungsarbeiten lässt sich z. B. daran messen, dass die englischen Suchbegriffe „deliberation“ und „deliberative“ für den Zeitraum der Jahre 2000–2019 allein in den sozialwissenschaftlichen Fächern sowie in der Philosophie auf „Web of Science“ 4.232 und auf „Scopus“ beachtliche 10.857 Publikationen anzeigen (Stand: 22.10.2019). Im produktivsten Jahr 2018 lassen sich mind. 986 Publikationen zum Thema verzeichnen.

zu den Phasen orientiert sich an den jeweiligen Fragestellungen bisheriger Forschungsarbeiten. Zwar können sich die Phasen überschneiden und keine von ihnen kann als endgültig abgeschlossen betrachtet werden, aber sie bilden in ihrer Zielsetzung und Entwicklungsreife voneinander abgrenzbare Phasen der empirischen Deliberationsforschung.

Die *erste Phase* (Kapitel 3.2) zeichnet sich durch eine reine *Input-Output-Perspektive* aus. Der Throughput wird lediglich als intervenierende Variable behandelt und als Blackbox ausblendet. In der *zweiten Phase* (Kapitel 3.3) wurden Indikatoren für eine messbare *deliberative Qualität im Throughput* aus normativen Theorien abgeleitet, um damit öffentliche Kommunikation empirisch, vor allem inhaltsanalytisch und vergleichend, zu untersuchen. Bei der Bestimmung deliberativer Qualität von Kommunikation stehen sich in der theoretischen Diskussion zwei Lager gegenüber: Das erste Lager geht von einem klassischen Deliberationskonzept aus, das sich eng an Habermas' theoretischen Gedanken orientiert. Das zweite Lager hat sich kritisch mit dem klassischen Konzept auseinandergesetzt und Überlegungen zu einem inklusiven Deliberationskonzept vorgetragen. Die zentralen Argumente beider Lager und ihre empirischen Zugänge zum Throughput werden in Kapitel 3.3 beleuchtet. Die *dritte Phase* (Kapitel 3.4) hat damit begonnen, *Einflussfaktoren auf die Qualität des Throughput* zu identifizieren. Der Throughput wurde dabei entweder als abhängige oder unabhängige Variable behandelt, um damit u. a. Stellschrauben für die Qualität der Kommunikation zu identifizieren und *Ergebnisse als Outcome* einzuordnen. Schließlich zeichnet sich in den letzten Jahren eine *vierte Phase* ab (Kapitel 3.5), in der *Deliberation als dynamischer Prozess* verstanden wird. Die vorliegende Arbeit ordnet sich in diese letzte Phase der Deliberationsforschung ein.

3.1 Modelle und Systematisierungen der Deliberationsforschung

Systematisierungen greifen häufig auf vereinfachende Modelle zurück. Zu der Frage, was ein wissenschaftliches Modell in den Sozialwissenschaften ausmacht, kann auf einen weitreichenden wissenschaftsphilosophischen Diskurs verwiesen werden (vgl. z. B. Braun & Saam, 2015; Lave & March, 1993; Troitzsch, 1990). Grundsätzlich lässt sich unterscheiden zwischen Modellen als mathematische Formalisierungen von Theorien und Modellen als Heuristiken, etwa zur Visualisierung und Systematisierung theoretischer Annahmen oder empirischer Daten. In der zweiten Anwendungsart werden Modelle unter anderem dafür verwendet, bereits vorliegende em-

pirische Befunde zu einem Forschungsbereich abzubilden. Dabei kann das Modell beispielsweise verdeutlichen, über welche Zusammenhänge bereits umfangreiches Wissen vorliegt und wo sich Forschungslücken offenbaren. In der Deliberationsforschung liegen bereits einige solche Systematisierungsvorschläge zum Zwecke des Überblicks über den Forschungsstand vor. Deliberation wurde dabei unter anderem als Input-Output-Beziehung (Delli Carpini et al., 2004; Mutz, 2008), als Prozess bzw. Throughput im Vergleich zu anderen Prozessen bzw. Throughputs (Steenbergen et al., 2003; Stromer-Galley, 2007), als Input-/Kontext-Throughput-Output (Bächtiger & Wyss, 2013; Friess & Eilders, 2015; Gastil et al., 2017; Wessler, 2008) und als zyklischer Phasenverlauf (Carcasson, 2012; Carcasson & Sprain, 2016; Elwyn et al., 2014; Hartz-Karp, 2004) verstanden und systematisiert. Die genannten Beiträge geben somit jeder auf seine eigene Art und Weise eine Systematisierungslogik und einen Überblick zur Deliberationsforschung. In den meisten genannten Systematisierungen wird zwischen Input, Throughput bzw. Prozess und Output bzw. Outcome unterschieden. Das zyklische Phasen-Modell bildet einen Sonderfall und wird daher nochmal in der vierten Phase der Deliberationsforschung aufgegriffen (vgl. Kap. 3.5).

Rückverfolgungen des Input-Throughput-Output(I-T-O)-Modells zeigen, dass es ursprünglich aus den Naturwissenschaften in die Sozialwissenschaften übertragen wurde, u. a. zur Entwicklung systemtheoretischer Annahmen zur Funktionsweise der Gesellschaft als Ganzes oder ihrer Teilsysteme. In der Politikwissenschaft hat Easton (1965) das politische System als Set komplexer Prozesse verstanden, die bestimmte Inputs aus der Systemumwelt in Outputs verwandeln. Die Inputs können Forderungen sein, die das System in Stress versetzen oder Unterstützungen, die dem System helfen, seine Funktionen zu erfüllen. Das politische System verwandelt beide Arten von Inputs (Forderung und Unterstützung) in politische Entscheidungen, die als Outputs wieder an die Systemumwelt abgegeben werden. Ein ähnliches Modell haben Gerhards und Neidhardt (1991) entwickelt. Dieses baut auf Etzioni (1969) sowie weiteren theoretischen Überlegungen der beiden Autoren auf. Darin wird Öffentlichkeit als zwischen Gesellschaft und Politik vermittelndes (intermediäres) System verstanden. Das intermediäre System Öffentlichkeit besitzt demnach drei Funktionen: die Aufnahme von Meinungen (Input), die Verarbeitung von Meinungen (Throughput) und die Anwendung (Output) der aus dem Throughput entstandenen öffentlichen Meinung (Gerhards & Neidhardt, 1991). Dabei ist mit Anwendung „die Übersetzung von Informationen in Entscheidungen“ gemeint (Gerhards & Neidhardt, 1990, S. 14). Sowohl Eastons Überlegun-

gen zum politischen System als auch Gerhards und Neidhardts Verständnis von Öffentlichkeit als System sind anspruchsvolle Makro-Ansätze, die weiterer theoretisch-konzeptioneller Anpassungen bedürfen, um diese auf bestimmte Ebenen oder Teile der Öffentlichkeit zu übertragen.

In der Deliberationsforschung wurde das I-T-O-Modell als Systematisierungslogik in Kommunikationswissenschaft und Politikwissenschaft etwa zeitgleich eingeführt (Bächtiger & Wyss, 2013; Mutz, 2008; Wessler, 2008). In der Kommunikationswissenschaft hat Wessler (2008) die theoretische Unterscheidung zwischen Input, Throughput und Output, eng an Gerhards und Neidhardt (1991), auf Printmedien als einen Teil der massenmedialen Öffentlichkeit übertragen und für die empirische Untersuchung von medial-vermittelter Deliberation bzw. ‚Mediated Deliberation‘ weiterentwickelt. Mit Blick auf normative Annahmen der deliberativen Demokratietheorie, wird zur Aufnahmefunktion der Input-Dimension gefragt: Welche Themen, Ideen, Meinungen und Argumente sollen in medial-vermittelte Deliberationsprozesse eingehen (Wessler, 2008, S. 3)? Es wird zwar kein konkreter Vorschlag gemacht, wie die Input-Dimension empirisch erforscht werden soll, aber es wird angedeutet, dass ein Abgleich zwischen in der Gesellschaft und in der Mediated-Deliberation vorhandenen Themen, Ideen, Meinungen und Argumenten unternommen werden kann. So wäre z. B. zu zeigen, inwiefern der mediale Diskurs parteipolitisch verzerrt ist oder inwiefern bestimmte Positionen und Argumente stigmatisiert oder ganz ignoriert werden (Wessler, 2008, 3 f.). Im Throughput wird theoretisch-normativ erfragt, welche Kriterien und Standards aus deliberativer Sicht qualitativ hochwertige Kommunikationsbeiträge ausmachen und empirisch soll die Qualität der Kommunikationsbeiträge untersucht werden (Wessler, 2008, 4 f.). Im Output wird schließlich die öffentliche Meinung verortet und es stellt sich die normative Frage, wie viel bzw. welche Art von Konsens vorliegen soll. Aus empirischer Perspektive kann der Output anhand des Konsensgrades bzw. der Struktur öffentlicher Meinung untersucht werden (Wessler, 2008, 5 f.). Mit dem I-T-O-Modell der Öffentlichkeit nach Gerhards und Neidhardt (1991) schlägt Wessler (2008) eine wichtige Brücke zwischen normativen Annahmen der deliberativen Demokratietheorie und empirisch-orientierter Kommunikationswissenschaft. Diese Anwendung des Modells bietet sinnvolle Anknüpfungspunkte für die weitere Modellbildung öffentlicher Deliberation.

Um nachzuvollziehen, warum die Brückenbildung zwischen theoretischer und empirischer Deliberationsforschung bisher stagniert, ist ein Blick in die Kleingruppenforschung aufschlussreich. Dort wurde das I-T-O-Modell ebenfalls bemüht, jedoch nicht als theoretisch-begründetes, son-

dern als pragmatisch-forschungsleitendes Modell für die empirische Untersuchung von Gruppenkommunikation (Gouran, 1973; Pavitt, 1999, 2014). Der Kommunikationsprozess wurde als intervenierende Größe behandelt, die zwischen manipulierbaren Input- und gewünschten Output-Variablen vermittelt:

„An I-P-O¹⁵ model of group communication describes a causal process by which the manipulation of generative mechanisms affects the amount or content of group discussion that acts as an intervening conduit and, in turn, affects outcomes thought to be conceptually subsequent to group discussion.“ (Pavitt, 1999, S. 314).

In der Kleingruppenforschung der 1970er-Jahre wurde zwar eine Vielzahl von Input- und Output-Variablen untersucht, aber der eigentliche Kommunikationsprozess wurde als Blackbox behandelt. Weiterhin ist offen, inwiefern Gruppen als Systeme verstanden werden können, von wo sie Input erhalten und was mit dem Output geschieht (Mabry, 1999). Die theoretische Konzeption und Modellbildung standen nicht im Vordergrund. Stattdessen sollten kausale Beziehungen zwischen möglichen Einflussfaktoren als Inputs und einer begrenzten Zahl empirisch definierter Ergebnis-Variablen empirisch untersucht werden (Bormann, 1970; Gouran, 1973; Mortensen, 1970). Einerseits bieten die so entstandenen Ergebnisse der Kleingruppenforschung einen bisher kaum genutzten Fundus für die Deliberationsforschung. Andererseits erscheint die vorrangig empirisch-begründete Organisation von Variablen und kausaler Beziehungen als nicht wegweisend. Das Weiterführen dieser Vorgehensweise würde unzählige Daten im Ergebnis produzieren, die kein theoretisches Ganzes mehr bilden und nicht zu überblicken sind.

Die ursprüngliche Verwendung des I-T-O-Ansatzes (wie sie noch bei Wessler (2008) zu erkennen war) wurde durch einen stärker empirisch-

15 Der Throughput wird in der Kleingruppenforschung auch allgemein Prozess genannt und Output und Outcome werden teilweise synonym verwendet und teilweise als unterschiedliche Dimensionen konzeptualisiert. In der Öffentlichkeitstheorie ist Input-Throughput-Output (I-T-O) dominant, in der Kleingruppenforschung Input-Prozess-Output (I-P-O) oder Input-Prozess-Outcome. In dieser Arbeit werden Throughput und Prozess synonym verwendet, aber der Begriff Throughput meint dabei ganz bestimmte Prozesse, nämlich Prozesse, die Inputs von außerhalb des Systems erhalten, und Outputs generieren, die an andere Systeme abgegeben werden. Output und Outcome werden hier differenziert, indem zwischen einem unmittelbaren Ergebnis (Output) und langfristigen Effekten (Outcome) unterschieden wird (vgl. Kap. 4.1.4).

pragmatischen Ansatz abgelöst (vergleichbar zur Kleingruppenforschung). Gastil und Kollegen (2017) haben das Ziel dabei wie folgt beschrieben: „A useful way of organizing the variables implicit in deliberative theories is the input-process-output framework“ (Gastil et al., 2017, S. 2). Seitdem wurde der I-T-O-Ansatz vor allem verwendet, um einen Überblick über die rasant wachsende Zahl empirischer Studien zu behalten, die die Deliberationsforschung seit den 2000er-Jahren zu produzieren begonnen hatte (s. u. a. Bächtiger & Wyss, 2013; Friess & Eilders, 2015). Dabei wurden auch Variablen in die Analysemodelle aufgenommen, zu denen bisher kaum oder keine theoretischen Annahmen vorliegen (z. B. das Thema der Deliberation als Kontextfaktor bei Bächtiger & Wyss, 2013 oder das Design einer Online-Plattform als Ansammlung unterschiedlicher Input-Variablen bei Friess & Eilders, 2015). Obwohl sich der I-T-O-Ansatz als Systematisierung von Variablenbeziehungen oder Forschungsergebnissen anbietet, stellt sich die Frage, ob er auch als theoretisch-fundiertes Analysemodell für Deliberationsprozesse taugt. Hier kann bereits vorweggenommen werden, dass der I-T-O-Ansatz, so wie er aktuell in der Deliberationsforschung verwendet wird, zahlreiche theoretische Leerstellen aufweist (u. a. bzgl. der Frage, was den Input ausmacht, der Unterscheidung zwischen Kontext und Input sowie der Dynamik im Throughput).¹⁶ Durch eine theoretisch-konzeptionelle Weiterentwicklung kann das I-T-O-Modell an Erklärungskraft für öffentliche Deliberation gewinnen.

Heute existieren unterschiedliche Varianten des empirisch orientierten I-T-O-Modells. In der Deliberationsforschung war Diana Mutz (2008) die Erste, die einen pragmatischen Vorschlag gemacht hat, um mithilfe einer an die I-T-O-Heuristik erinnernden Visualisierung, Systematik und Ordnung in die empirische Forschung zu bringen. In ihrer Visualisierung hat sie normativ geforderte Voraussetzungen links und gewünschte Outcomes rechts im Modell abgebildet. Der Hintergrund war ihr Appell zur Entwicklung von Theorien mittlerer Reichweite, die einzelne kausale Annahmen innerhalb des Modells, erklären sollten. Die deliberative Demokratie sollte also in einzelnen kausalen Links und nicht als große übergreifende Theorie empirisch untersucht werden (Mutz, 2008, S. 530). Danach haben Bächtiger und Wyss (2013) in einem Forschungsüberblick ein Analysemodell vorgeschlagen, in dem sie zwischen „Voraussetzungen, Prozess und Ergebnissen deliberativen Handelns“ (2013, S. 162) unterschieden. In dem

16 Diese Anpassungen werden im Rahmen des Analysemodells der vorliegenden Arbeit vorgenommen, welches als Vorschlag für die Untersuchung öffentlicher Online-Deliberationsprozesse in Kapitel 4 entwickelt wird.

Modell wurden erste Befunde der damals noch sehr jungen empirischen Deliberationsforschung eingeordnet. Dabei sollten die Wirkungsbeziehungen (Links) zwischen den drei Dimensionen und den darin teilweise theoretisch-, teilweise empirisch-begründeten Variablen aufgezeigt werden. In beiden Beiträgen wird ein empirisch-pragmatischer Fokus deutlich, der an die Kleingruppenforschung der 1970er-Jahre erinnert (Gouran, 1973) und sich seitdem in der empirischen Deliberationsforschung zu etablieren scheint.

Mit Blick auf das noch junge, aber schnell wachsende Feld der empirischen Online-Deliberationsforschung haben Friess und Eilders (2015) die Systematisierungsvorschläge von Bächtiger und Wyss (2013) sowie Wessler (2008) gedanklich zusammengebracht und zwischen einem institutionellen Input, einem kommunikativen Throughput und einem produktiven Outcome unterschieden. Im institutionellen Input werden sowohl normative Annahmen zur Struktur deliberativer Öffentlichkeit verortet als auch das Design von Online-Plattformen. Im Throughput steht die Vermessung der deliberativen Qualität von Kommunikationsbeiträgen im Vordergrund und im Output normativ erwünschte Ergebnisse von Deliberation. Auch hier steht das empirisch-pragmatische Projekt im Vordergrund.

Auch in der ebenfalls schnell gewachsenen Online-Partizipationsforschung wurde mit ähnlichen Systematisierungsansätzen durch I-T-O-Varianten gearbeitet. Kubicek und Aichholzer (2016) unterscheiden in ihrem Evaluationsmodell zwischen Input, Activities, Output, Outcome und Impact. Sieht man davon ab, dass sie den Begriff ‚Activities‘ statt Throughput oder Prozess verwenden, ist die Neuerung vor allem die Differenzierung zwischen Outcome, Output und Impact. Diese differenzierte Unterscheidung der Ergebnisse von Online-Partizipation geht zurück auf Millard et al. (2009) in einem zusammenfassenden Bericht über Online-Partizipation an die Europäische Kommission (siehe auch S. Smith et al., 2011; Tambouris et al., 2012). Output meint dabei eher kurzfristige Ergebnisse, die sich direkt aus dem Beteiligungsverfahren selbst ergeben (z. B. ein Abstimmungsergebnis). Outcome sind Ergebnisse, aus denen sich auch mittel- und langfristige Vorteile für die Beteiligten ergeben, wie zum Beispiel eine höhere Zufriedenheit der Nutzerinnen und Nutzer oder eine effektivere Entscheidungsfindung. Mit Impact ist die langfristige Wirkung von Beteiligungsverfahren auf der gesellschaftlichen Ebene gemeint, etwa eine erhöhte Inklusion einzelner Bevölkerungsgruppen (Millard et al., 2009, S. 7–9). Ihr Modell führen Kubicek und Aichholzer außerdem auf das Generic Input-Activities-Output-Outcome-Impact Model der OECD zurück (siehe Parsons et al., 2013). Activities bzw. Prozess umfasst dabei

„actions of (...) staff and their partners that are designed to meet a project's objectives“ (Parsons et al., 2013, S. 8). Inputs werden als „Rohmaterial“ bezeichnet, welches im Prozess verarbeitet wird, beispielsweise „Inputs can include money, technical expertise, relationships and personnel“ (Parsons et al., 2013, S. 8). Die konzeptionelle Unterscheidung zwischen direktem bzw. kurzfristigem Output und indirektem bzw. langfristigem Outcome und Impact erscheint mit Blick auf die Erforschung komplexer öffentlicher Kommunikationsprozesse als sinnvoll. Auch der Input ist hier treffend beschrieben. Allerdings ist zu kritisieren, dass der Prozess unabhängig von der Außenwelt konzeptualisiert wird, wodurch eine Vielzahl von Einflussvariablen realer sozialer Prozesse ausgeblendet werden.

Gastil und Black haben sich ebenfalls an dem empirischen Ansatz der Kleingruppenforschung orientiert (Gastil, 1992, 2008; Gastil et al., 2017; Gastil & Black, 2008). Allerdings mit der Ausnahme, dass sie sich für eine stärkere Beleuchtung des Kommunikationsprozesses ausgesprochen und im Throughput nicht nur Qualitätsmerkmale verortet, sondern auch zwischen Teilprozessen¹⁷ unterschieden haben (Gastil & Black, 2008). Mit ähnlichem Ziel hat man versucht, den Deliberationsprozess als Verlauf von Sequenzen oder Phasen zu verstehen und abzubilden (Bächtiger, Pedrini & Ryser, 2010; Carcasson, 2012; Curato, 2012; Goodin, 2005; Hartz-Karp, 2004). Konzeptualisierungen des zeitlichen Verlaufs von Deliberation sind besonders dann notwendig, wenn der eigentliche Kommunikationsprozess samt seiner Dynamik untersucht werden soll. Bisher liegt keine Systematisierung empirischer Deliberationsforschung vor, die den Fokus auf den Verlauf und die Dynamik der Throughput-Dimension legt. In Kapitel 3.5 wird daher ein erster Überblick über die zentralen theoretischen und empirischen Zugänge zu einer prozesshaften und dynamischen Perspektive auf Deliberation gegeben. Dabei werden auch Arbeiten außerhalb der Deliberationsforschung einbezogen.

Bisher hat sich, zumindest in der quantitativ orientierten empirischen Deliberationsforschung, die Verwendung des empirisch-pragmatischen I-T-O-Ansatzes, wie er in der Kleingruppenforschung verwendet wurde, durchgesetzt. Dieser Ansatz sollte in erster Linie kausale Beziehungen zwischen den drei I-T-O-Dimensionen von Deliberationsprozessen aufdecken. Im Folgenden sollen in der Darstellung des Forschungsstands zum Deliberationsprozess beide Arten von Zugängen (theoretisch-konzeptionell und empirisch-analytisch) betrachtet werden, die es zusammenzubringen gilt.

17 Siehe Kapitel 3.5 für eine genauere Erläuterung der hier angesprochenen Teilprozesse und ihrer Bedeutung für die dynamische Perspektive von Deliberation.

Die Forschung zum Deliberationsprozess wird in die oben erläuterten vier Phasen eingeteilt, die in den Unterkapiteln 3.2 bis 3.5 chronologisch betrachtet werden.

3.2 Phase 1: Input-Output-Studien und Deliberation als Blackbox

Die erste Phase empirischer Deliberationsforschung war vor allem an den Ergebnissen oder Effekten öffentlicher Deliberation interessiert. Die primär interessierenden Phänomene waren: (a) erforderliche Bedingungen für Deliberation als Input, (b) erwünschte Ergebnisse von Deliberation als Output und (c) die kausalen Beziehungen zwischen Input und Output-Variablen (s. Delli Carpini et al., 2004; Mutz, 2008). Der Kommunikationsprozess (Throughput) wurde als Blackbox behandelt und kaum theoretisiert oder empirisch untersucht. Trotzdem handelt es sich bei der ersten Phase der Deliberationsforschung um eine wichtige und produktive Zeitspanne. Hier wurde begonnen, mit dem Ideal der deliberativen Demokratie in der Praxis zu experimentieren. Diese Phase bildet den Startpunkt für die seitdem wachsende Zahl empirischer Studien.

Zunächst ist zu klären, welche Ergebnisse im Output von Deliberationsprozessen aus theoretischer Sicht erstrebenswert sind und empirisch als realistisch erwartet werden können. Weiterhin gilt es festzuhalten, welche Outcomes, also langfristigen Effekte, von Deliberation ausgehen sollen und können. Wie schon die Liste der Grundvoraussetzungen und Anforderungen an Deliberation (u. a. Öffentlichkeit, Offenheit, Gleichheit, Machtfreiheit, s. Kapitel 2.1), ist auch die Liste erwünschter oder erwarteter Ergebnisse mittlerweile lang. Überblicke finden sich z. B. bei Mendelberg (2002, S. 153) oder Mutz (2008, S. 523). Als zentrale erwartete Ergebnisse werden der Konsensgrad der kollektiven Meinung sowie die epistemische Qualität, Akzeptanz und Legitimität der Entscheidung gesehen (Habermas, 1973, 1992). Im Folgenden wird der Fokus auf die (sich ggf. veränderte) individuelle Meinung und den Konsensgrad auf der kollektiven Ebene als Ergebnis öffentlicher Deliberation gelegt werden, weitere Outputs werden am Rande diskutiert.

In seiner Reinform erwartet das Modell der deliberativen Demokratietheorie von öffentlicher Deliberation im Ergebnis einen *Konsens* (Cohen, 1989; Habermas, 1973). Dabei fallen die Vorstellungen darüber, wie dieser Konsens in realen Deliberationsprozessen aussehen soll, unterschiedlich aus (Barber, 1984; Chambers, 2003; Habermas, 1975). Eine Antwort darauf, warum Meinungsänderungen in Richtung Konsens und Gemein-

wohlorientierung trotzdem ein zentrales Ergebnis von Deliberation darstellen, liefern z. B. Bächtiger und Wyss (2013):

„Da Menschen nicht allwissend sind und gerade die politischen Einstellungen und Meinungen von Bürgern oft auf spärlicher Information und geringem Nachdenken beruhen, sollte Deliberation – in Kombination mit Information – zu Meinungsänderungen führen, idealerweise in Richtung höherer Gemeinwohlorientierung.“ (Bächtiger & Wyss, 2013, S. 164).

Eine Spezifikation, wie ein wünschenswerter Konsens aussehen und entstehen kann, findet sich bei Habermas (1973, 1975). Er stellt heraus, dass die Frage, welche Art von Konsens erwartet werden kann, unweigerlich mit dem Kommunikationsprozess verbunden ist. Demnach ist *nicht Konsens per se* das wünschenswerte Ergebnis öffentlicher Deliberation (Habermas, 1975, S. 107), sondern ein *rationaler Konsens* als Resultat eines Prozesses argumentativer Überprüfung von Geltungsansprüchen.¹⁸ Dafür muss eine Bedingung erfüllt sein: alle anderen Motive, jenseits des Motivs der kooperativen Wahrheitssuche, müssen ausgeklammert werden (Habermas, 1975, S. 108). Wie auch Habermas, so sieht auch Cohen (1989) in dem so zustande kommenden Konsens die Basis für demokratische Legitimität: „[O]utcomes are democratically legitimate if and only if they could be the object of free and reasoned agreement among equals“ (Cohen, 1989, S. 32). Barber (1984) argumentiert in seiner Version deliberativer Demokratie, der ‚Strong Democracy‘, ebenfalls für Konsens im Output, den er als *kreativen Konsens* bezeichnet. Das hängt damit zusammen, dass hier keine spezifischen Bedingungen an den Kommunikationsprozess gestellt werden, abgesehen von der kontinuierlichen Interaktion zwischen Bürgerinnen und Bürgern, denen Barber per se eine Transformationskraft zuschreibt. Diese Transformationskraft ist weitgehend unabhängig von der Art und Weise, wie kommuniziert wird: „... the ideal ground of strong democracy is *creative consensus* – an agreement that arises out of common talk, common decision, and common work but that is premised on citizens’ active and perennial participation in the transformation of conflict

18 Mit ‚Geltungsanspruch‘ ist bei Habermas in der Theorie des Kommunikativen Handelns gemeint, dass jeder Aussage implizit eine unausgesprochene Behauptung verbunden ist. Es wird seitens der Beteiligten implizit angenommen, dass die Bedingungen für die Gültigkeit von Aussagen erfüllt sind. Im Zweifelsfall werden Aussagen gegen Geltungsansprüche überprüft.

through the creation of common consciousness and political judgement“ (Barber, 1984, S. 224, H.i.O).

Die Erwartung, dass am Ende jeder erfolgreichen Deliberation ein rationaler Konsens entsteht, wurde in Auseinandersetzung mit der Empirie häufig entweder als zu optimistisch oder als nicht wünschenswert erachtet. Beispielsweise halten Peters et al. (2004) sowohl die Konsensorientierung von Kommunikationsbeiträgen im Throughput als auch Konsens im Output nicht für die einzige und nicht für die primäre Erwartung an Deliberation (Peters et al., 2004, S. 4). Stattdessen sei nach Peters (2008) zu erwarten, dass im öffentlichen Diskurs *Fragen* und *Unsicherheiten* produziert werden, die für sich bereits als Teilergebnisse von Deliberation verstanden werden können (2008, S. 108). Auch Wessler (2008) geht nicht zwingend von einem Konsens im Output aus. Stattdessen argumentiert er mit Verweis auf den hohen Konfliktgrad medial vermittelter Diskurse, dass ein *begründeter Dissens* ein empirisch realistisches und theoretisch zufriedenstellendes Ergebnis von Deliberation sein kann (Wessler, 2008, S. 5). Cohen (1989) hingegen hält einen Konsens für realistisch, unter Verweis darauf, dass das Ziel scheitern kann. Eine alternative Lösung seien herkömmliche Abstimmungen und Wahlen, die notfalls über die *Mehrheitsregel als Aggregationsmechanismus* zu einem Ergebnis führen: „Even under ideal conditions there is no promise that consensual reasons will be forthcoming. If they are not, then deliberation concludes with voting, subject to some form of majority rule“ (Cohen, 1989, S. 23).

Die empirische Deliberationsforschung hat sich seit ihren Anfängen mit den Effekten von Kommunikation auf Präferenz-, Meinungs- oder Einstellungsänderungen in Richtung eines Konsenses beschäftigt. Prototypisch für die Input-Output-Perspektive sind die ‚Deliberative Polling‘ (DP)-Studien von Fishkin (1991, 1995). DP setzt sich aus Vorbefragung, Vermittlung von Informationen, Deliberationsprozess in der Gruppe und Nachbefragung zusammen. Fishkin grenzt DP von herkömmlichen Befragungen ab: „Such efforts produce very different results from conventional polls, for they create a microcosm of an engaged and informed public“ (Fishkin, 1995, S. 43). Er geht also davon aus, dass DP, und darin vor allem der Teil der Deliberation in der Gruppe, zu informierten und aussagekräftigeren Meinungen bei den Teilnehmenden führt. Empirisch wurde gezeigt, dass die Kombination aus Information und Deliberation in Face-to-Face-Gruppendiskussionen in der Tat zu Meinungsänderung in Richtung eines Konsenses führen kann (u. a. Fishkin & Luskin, 2005; Isernia & Fishkin, 2014; Luskin et al., 2002). Das Konzept und die methodische Vorgehensweise der DP-Studien wurden jedoch auch kritisch betrachtet. Ein Kritikpunkt

bezieht sich auf eine potenzielle Überschätzung der Meinungsänderungen (für eine Übersicht der Kritik: Merkle, 1996; Schweitzer, 2004).

Auch andere Studien konnten positive Effekte von Deliberation auf Meinungsänderung nachweisen (Cappella et al., 2002; Westwood, 2015). Beispielsweise zeigten spieltheoretische Experimente, dass Diskussionen die Kooperationsbereitschaft und den Konsensgrad der Beteiligten erhöhen können (Sally, 1995). In der Forschung zur Kommunikation in Gruppen wurde zweierlei deutlich. Zum einen, dass Kommunikation zwischen Gruppen im Vergleich zu keiner Kommunikation einen negativen Einfluss auf Verzerrungen durch Gruppenzugehörigkeit (ingroup bias) und zum anderen einen positiven Einfluss auf Kooperation zwischen Gruppen (intergroup cooperation) haben kann (Gaertner et al., 1999). Wobei der positive Effekt weniger auf die Art als auf die Tatsache der Kommunikation zurückgeführt wurde: „... the results of mediation analyses suggest that both decategorization and recategorization processes are induced by even minimal levels of intergroup interaction“ (Gaertner et al., 1999, S. 400).

Andere Untersuchungen haben gezeigt, dass Diskussion oder Deliberation auch unerwünschte Effekte haben kann. Es ist z. B. plausibel, dass sich Meinungen auf der individuellen Ebene nicht immer in Richtung eines Konsenses bewegen, sondern im Zuge der Deliberation in ihrem Ursprungszustand verfestigen oder in Extreme driften können. In diesem Zusammenhang gelten die Phänomene der *Gruppenpolarisierung* und des sog. Gruppendenkens (*group think*) in der Kleingruppenforschung als gut belegt: „... members of a deliberating group predictably move toward a more extreme point in the direction indicated by members' predeliberation tendencies“ (Sunstein, 2002, S. 176). Empirische Untersuchungen deuten darauf hin, dass Gruppendiskussionen die kollektive Meinung in Richtung der bereits bestehenden Ansichten der Mehrheit bewegen können, dass dadurch nach der Gruppendiskussion eher extremere Meinungen beobachtet werden und schließlich, dass Polarisierung statt Konsens kein seltenes Ergebnis von Kommunikation in Gruppen ist (u. a. Moscovici & Zavalloni, 1969; Myers & Lamm, 1976).

Wie lassen sich diese Widersprüche in der empirischen Forschung erklären? Eine Antwort, die Ryfe (2005) auf diese Frage gibt, ist, dass wir es schlichtweg nicht wissen. Er verweist darauf, dass die unterschiedlichen positiven und negativen Effekte von Deliberation wenig über die Einflussfaktoren im Deliberationsprozess selbst aussagen: „Researchers have been less interested in deliberation itself than in measuring its effects“ (Ryfe, 2005, S. 54). Der Befund, dass Deliberation zu Meinungsänderung führt und unter Umständen zum Schluss eine kollektive Meinung hervor-

bringt, sagt noch nichts über die dahinterliegenden sozialen und psychologischen Mechanismen aus, die bisher kaum erforscht worden sind. Zwei dominierende und teilweise konkurrierende Erklärungen für eventuelle Meinungsänderungen sind zum einen der soziale Vergleich bzw. Überzeugung durch die wahrgenommene Mehrheitsmeinung und zum anderen Überzeugung durch die Argumente in der Kommunikation (Deutsch & Gerard, 1955; Myers & Lamm, 1976; Price et al., 2006; Westwood, 2015).

Trotz der widersprüchlichen Ergebnisse ist davon auszugehen, dass reale Deliberation zu Veränderungen der individuellen und kollektiven Meinung führt, jedoch wird sie vermutlich selten mit rationalem Konsens enden. Statt eines Konsenses im Ergebnis kann Deliberation auch die Präferenzstruktur dahingehend verändern, dass eine in der Social-Choice-Tradition diskutierte und ebenfalls wünschenswerte „*single peakedness*“ der Präferenzen entsteht (List, 2018). Diese Neuordnung der Präferenzen entlang einer übergeordneten Dimension (z. B. rechts-links-Spektrum) als Ergebnis von Deliberation kann als Übereinstimmung auf der Metaebene gesehen werden und wird in der Literatur als „meta-agreement“ oder „meta-consensus“ diskutiert (Bächtiger, Niemeyer et al., 2010; List, 2002). Dryzek und Niemeyer haben sich für diese Variante des Konsenses ausgesprochen, in dem Einigung über Problemdimensionen und die Bandbreite legitimer Ergebnisse erzielt wird, ohne notwendigerweise Einigkeit über eine konkrete Entscheidung (Dryzek & Niemeyer, 2006; Niemeyer & Dryzek, 2007): „Metaconsensus occurs to the extent that there is agreement within a group on the nature of the world (or more precisely, the issue at hand) and the nature of the choices that can be made“ (Niemeyer, 2011, S. 109). Erste empirische Studien haben die Anordnung von Präferenzen vor und nach der Deliberation verglichen und konnten eine Annäherung an single-peakedness finden (List et al., 2013). Niemeyer (2011) konnte ebenfalls in zwei Fallstudien zeigen, dass Deliberation die Struktur von Präferenzen in Richtung eines Metakonsenses verändert. Diese Befunde zum Metakonsens als Ergebnis von Deliberation sprechen dafür, dass es sich bei Deliberation um einen komplexen Prozess handelt, der bisher nur in Ansätzen empirisch untersucht worden ist.

Auch wenn der Konsensgrad (bzw. die Präferenzstruktur) zweifelsohne die zentrale abhängige Variable bei der Erforschung von Deliberationsprozessen darstellt, ist er nicht die einzige interessante Output-Variable. Neben einer möglichst großen Übereinstimmung in der kollektiven Meinung, ist auch zumindest theoretisch denkbar, dass öffentliche Deliberation ohne „Umwege“ über politische Institutionen *kollektive Entscheidungen* hervorbringen kann. Die wechselseitige Überprüfung von Gründen und

die kollektive Fehler- und Wahrheitssuche innerhalb des Deliberationsprozesses verspricht qualitativ bessere Entscheidungen. Die Erwartung ist, dass Deliberation zu Entscheidungen von *höherer epistemischer Qualität* führen sollte, da eingangs uninformierte Kommunikatoren dazulernen und korrekte von falschen Aussagen unterscheiden können (Bächtiger & Wyss, 2013; Landemore, 2013). Empirisch wurde gezeigt, dass Deliberation zu *höherer Akzeptanz* und *Legitimität der Entscheidung* führen kann (Esaïasson et al., 2012; Escher et al., 2017). Die Kleingruppenforschung demonstrierte, dass sowohl der Konsensgrad der Meinungen und Zufriedenheit mit dem Ergebnis als auch Konsensgrad und Qualität der Entscheidung nicht stark korrelieren, also unterschiedliche Konstrukte ergeben, die separat voneinander untersucht werden müssen (Gouran, 1973). Dieser Befund spricht dafür, nicht nur auf den Konsensgrad der Meinungen zum Schluss als einzige Output-Variable von Deliberation abzustellen, sondern auch die Qualität der Entscheidung (z. B. über Einschätzungen der Beteiligten und/oder externen Experten) sowie Zufriedenheit, Akzeptanz und Legitimität dieser bei den Beteiligten zu untersuchen (vgl. Escher et al., 2017).

Es stellt sich weiterhin folgende Frage: „If reasoned dissent is the desired internal outcome of mediated public debates, what will be their desired external effects on citizens and political decision makers?“ (Wessler, 2008, S. 5). Damit macht Wessler deutlich, dass öffentliche Deliberation neben den kollektiven Ergebnissen, Konsens und Entscheidung, auch weitere Effekte auf der individuellen Ebene haben kann. Peters et al. (2004) gehen z. B. davon aus, dass Deliberation zu Lerneffekten bei den Teilnehmenden, zu einer Bereicherung des Argumentationshaushalts, zu reflexiver Überprüfung und Transformation von Überzeugungen und Präferenzen sowie Verständnis für Positionen der anderen führen kann (2004, S. 4). Gutmann und Thompson (1996) argumentieren, dass, unabhängig vom Konsensgrad zum Ende des Deliberationsprozesses, Präferenzen währenddessen klarer, besser geordnet und begründet werden. Das Autorenteam fokussierte auf moralische Themen, bei denen ein Konsens grundsätzlich unwahrscheinlich ist und fordert daher mit Blick auf von ethischen Fragen betroffene Diskurse: „greater moral disagreement about policy“ und „greater moral agreement on how to disagree about policy“ (Gutmann & Thompson, 1990, S. 64). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Verständigung und Einigung sich nicht allein im Ergebnis manifestieren, sondern sich über den gesamten Deliberationsprozess erstrecken. Daraus ergibt sich auch,

dass die Bestandteile des Prozesses (z. B. Sequenzen und Phasen) als Untersuchungsgegenstände gesehen werden müssen.¹⁹

Schließlich soll sich Deliberation positiv auf die *Zufriedenheit mit dem Entscheidungsfindungsprozess* auswirken. Weitere positive Effekte sind ein Zuwachs an *Wissen*, politischer *Selbstwirksamkeit* (political efficacy), *Vertrauen* und *Solidarität* gegenüber anderen Teilnehmenden bzw. gegenüber Menschen generell. Ehemals Fremde können durch Deliberationsprozesse zu Nachbarn werden, nicht im geografischen Sinne, sondern durch die Steigerung eines geteilten Verständnisses der Realität. Beispielsweise soll Deliberation in der Lage sein, aus privaten Interessen und Bedürfnissen im Input eine geteilte *Gemeinwohlorientierung* im Output zu erzeugen (Barber, 1984, S. 224): „This process makes us aware of the interdependence involved in political association. Discourse can produce a solidarity among individuals who do not share communal ties“ (Chambers, 1996, S. 243). Die Form von *Solidarität*, die durch öffentliche Deliberation entwickelt wird, unterscheidet sich von der auf Identität aufbauenden Solidarität (z. B. auf Basis einer lokalen, nationalen, ethnischen, sozio-ökonomischen oder religiösen Zugehörigkeit zu einer Gruppe). Gruppenidentität erzeugt Solidarität im Sinne von „common meaning“, wohingegen der Deliberationsprozess Solidarität im Sinne von „intersubjective meaning“ erzeugen kann, die sich nicht auf die Gefühlsebene allein reduzieren lässt, sondern durch ein kontinuierliches kollektives Praktizieren auf inhaltlichen Aspekten beruht und Solidarität ständig aktualisiert (Chambers, 1996, 243 f.).

Weiterhin wird im Hinblick auf den Output theoretisch angenommen, dass Deliberation generell Partizipation und Engagement fördern kann (Barber, 1984). Empirisch wurde auf der einen Seite gezeigt, dass interpersonale Diskussion positiv mit politischem Wissen und politischer Partizipation zusammenhängt (z. B. Scheufele, 2016). Auf der anderen Seite haben empirische Ergebnisse gezeigt, dass Deliberation (bzw. „disagreement in deliberation“) und politische Partizipation nicht Hand in Hand gehen, sondern sogar ein Trade-off zwischen Deliberation und Partizipation vorliegen kann. Mutz (2008) hat diesen Trade-off empirisch erforscht und dabei Verbindungen zwischen deliberativer Demokratietheorie und empirischer Deliberationsforschung aufgezeigt, aber auch Probleme der ersten Phase der Deliberationsforschung. Sie hat festgestellt, dass Deliberation in der ersten Phase ein „moving target“ geblieben ist, weil Deliberation, trotz unterschiedlicher Definitionen, quasi als eine Input-Variable behandelt wurde:

19 Die Überlegung wird ab Kapitel 3.5 aufgegriffen und weiterentwickelt.

„unfortunately, to date, the ‚black box‘ of deliberation has been exactly that—a morass of necessary and sufficient conditions all thrown together, without specification of why each of these various components is necessary, nor theory that links each of them to a specified desirable outcome.“ (Mutz, 2008, S. 530).

Im Gegensatz zu diesem Vorgehen, das Mutz in der ersten Phase der Deliberationsforschung kritisch sieht, spricht sich die Autorin für empirische Zugänge aus, welche die Beziehungen zwischen spezifischen Input-Variablen und Output-Variablen untersuchen und damit Theorien mittlerer Reichweite testen und weiterentwickeln, um Deliberation besser zu verstehen (Mutz, 2008, S. 536). Eine Grenze der Input-Output-Forschung stellt nicht nur die mangelnde Differenzierung im Input dar, sondern auch die unzureichende Betrachtung des Throughputs. Damit lassen die bis hierhin diskutierten theoretischen Arbeiten und empirischen Studien die Frage offen, welche Variablen des Throughput und Wirkungsbeziehungen zwischen diesen für Veränderungen im Output verantwortlich sind. Der Frage, welche Merkmale den Throughput kennzeichnen, wurde in der nächsten Phase behandelt.

3.3 Phase 2: Bestimmung der deliberativen Qualität im Throughput

Anfang der 2000er-Jahre wurde damit begonnen, *Habermas‘ ‚Theorie des Kommunikativen Handelns‘ als normativen Maßstab* („normative yardstick“) (Nanz & Steffek, 2005; Steiner et al., 2004) zur Beurteilung der Qualität öffentlicher Kommunikation heranzuziehen. Damit zeichnete sich der Beginn einer neuen Phase der Deliberationsforschung ab, die von einer intensiven theoretischen Auseinandersetzung mit grundlegenden Annahmen deliberativer Demokratietheorie angestoßen und begleitet wurde (u. a. Bohman & Rehg, 1997; Chambers, 2003; Dahlberg, 2001b; Dryzek, 2000; Fung, 2004; Gutmann & Thompson, 2000; Mansbridge, 1999; Young, 2000). Dabei strebte die zweite Phase an, aus der Phase der Input-Output-Studien herauszuwachsen und Antworten auf zentrale Fragen bezüglich des eigentlichen Deliberationsprozesses zu finden: Wer soll kommunizieren? Wie soll kommuniziert werden? Wie sollen sich Sprecherinnen und Sprecher zueinander verhalten? Was passiert mit den Zuhörerinnen und Zuhörern? Wie soll auf Kommunikationsbeiträge reagiert werden? Diese Fragen wurden auf der theoretischen Ebene unterschiedlich beantwortet. Die Antworten dienten als Maßstäbe für empirische Untersuchungen von Kommunikationsbeiträgen.

Bis heute sind die normativen Anforderungen und Erwartungen an den Throughput in der Deliberationsforschung ein kontrovers diskutiertes Thema. Es können dabei grob zwei Lager ausgemacht werden, die von unterschiedlichen Deliberationskonzepten ausgehen (vgl. Bächtiger, Niemeyer et al., 2010; Esau et al., 2019). Das erste Lager orientiert sich an einem *klassischen Konzept der Deliberation*, dessen gemeinsamer Bezugspunkt in der ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘ von Habermas zu finden ist (Cohen, 1989; Habermas, 1981a; Manin, 1987). Das zweite Lager hat sich aus der Kritik am klassischen Deliberationskonzept entwickelt und schlägt ein erweitertes bzw. *inklusives Konzept der Deliberation* vor, welches den Anspruch erhebt, verglichen mit dem klassischen Konzept, inklusiver gegenüber Minderheiten, benachteiligten Teilen der Bevölkerung und unterschiedlichen Formen und Stilen der Kommunikation zu sein (Basu, 1999; Bickford, 2011; Sanders, 1997; Young, 2000).

Es gab Versuche, wenn auch wenige, Synthesen zwischen den beiden Lagern zu bilden, aus der Kritik zu lernen und diese in das Konzept deliberativer Kommunikation einzuarbeiten (Dryzek, 2000; Krause, 2008). Aus den unterschiedlichen Konzepten beider Lager haben sich verschiedene Operationalisierungen deliberativer Qualität im Throughput ergeben: primär an Argumentation als Kommunikationsmodus orientierte (klassische Konzepte der Deliberation) und diejenigen, die auch andere Formen der Kommunikation einschließen (inklusive Konzepte der Deliberation). Beide Perspektiven auf deliberative Qualität und ihre teilweise unterschiedlichen, teilweise überlappenden Erwartungen an öffentliche Kommunikation werden in den nächsten zwei Unterkapiteln, 3.3.1 und 3.3.2, diskutiert.

Für die vorliegende Arbeit ist die theoretische Einordnung und empirische Erforschung unterschiedlicher Kommunikationsformen und ihrer Wirkung im Deliberationsprozess von besonderem Interesse. Dabei interessieren auch Beziehungen zwischen Kommunikationsformen und weiteren klassischen Merkmalen wie Rationalität, Respekt und Reziprozität. Mit Blick auf den Fokus dieser Arbeit auf Online-Deliberation werden vor allem empirische Untersuchungen von Online-Diskussionen betrachtet. Falls sich diese übertragen und einordnen lassen, werden auch Ergebnisse zur Deliberation in Face-to-Face-Situationen sowie aus dem erweiterten Umfeld der Deliberationsforschung einbezogen, u. a. aus der Kleingruppenforschung und aus der politischen und digitalen Kommunikationsforschung (z. B. der Nutzerkommentarforschung).

3.3.1 Merkmale klassischer Deliberationskonzepte

Im Kern vereint sämtliche klassische Deliberationskonzepte, dass Deliberation als idealisierter und voraussetzungsreicher öffentlicher Kommunikationsprozess über politisch oder gesellschaftlich relevante Themen verstanden wird. Der Kommunikationsprozess soll normative Anforderungen erfüllen, wie gleichberechtigte Teilhabe (*Gleichheit*), Artikulation und Abwägung begründeter, kritisierbarer Positionen (*Rationalität*), wechselseitige Bezugnahme auf Argumente der anderen (*Reziprozität*), ein respektvoller Umgang (*Respekt* und *Zivilität*) und Lösungs- und Konsensorientierung (*Konstruktivität*) (Chambers, 1996; Cohen, 1989; Dryzek, 2000; Gutmann & Thompson, 2004; Habermas, 1981a).

Die ersten Versuche, deliberative Qualität zu operationalisieren und zu vermessen, beziehen sich auf das klassische Deliberationskonzept (Dahlberg, 2004; Gerhards, 1997; Janssen & Kies, 2005; Steiner et al., 2004). Das heute in der Politikwissenschaft bekannteste Messinstrument ist der Discourse Quality Index (DQI) (Steenbergen et al., 2003; Steiner et al., 2004). Der DQI wurde entwickelt, um die deliberative Qualität von Parlamentsdebatten zu vermessen (Steiner et al., 2004). Das Kategoriensystem ist in der wissenschaftlichen Community auf große Unterstützung gestoßen, nicht zuletzt auch von prominenter Seite (Habermas, 2005). Darüber hinaus gab es weitere frühe Kategoriensysteme für deliberative Qualität (Gerhards, 1997; Janssen & Kies, 2005). Da die Deliberationsforschung um die 2000er-Jahre rasant gewachsen ist, kamen während dieser Zeit und in den darauffolgenden 20 Jahren zahlreiche weitere Perspektiven auf deliberative Qualität aus der Politikwissenschaft und der Kommunikations- und Medienwissenschaft hinzu. Die erste Perspektive, die hier gewürdigt werden soll, betrachtet die Qualität von Kommunikation in den Massenmedien (mediated deliberation) (Gerhards, 1997; Maia, 2012; Page, 1996; Wessler, 2018). Die zweite Perspektive, die im Rahmen dieser Arbeit zentraler sein wird, interessiert sich für die Qualität politischer Online-Kommunikation, insbesondere für nutzergenerierte Deliberation (user-generated deliberation) (Dahlberg, 2004; Janssen & Kies, 2005; Kies, 2010; Strandberg & Grönlund, 2018). In diesem Strang der Forschung wurde eine beachtliche Zahl empirischer Studien vorgelegt. Dabei wurden Online-Diskussionen empirisch untersucht, inhaltsanalytisch vermessen und im Hinblick auf in erster Linie klassische deliberative Qualitätsmerkmale evaluiert (u. a. Graham & Witschge, 2003; Kies, 2010; Klinger & Russmann, 2014; Strandberg & Berg, 2013; Stromer-Galley, 2007). Im Folgenden werden die zentralen normativen Anforderungen sowie die teils

unterschiedlichen Operationalisierungen und empirischen Ergebnisse zur deliberativen Qualität von Online-Diskussionen, wie sie aus klassischer Sicht verstanden werden, diskutiert. Zu jedem Qualitätsmerkmal wird ein kurzer Überblick gegeben, dabei werden jeweils die theoretischen Konzepte und die bisher vorliegenden empirischen Befunde vorgestellt, wobei zunächst die Theorien erläutert und die Befunde anschließend darin eingeordnet werden. Obwohl der Großteil der Studien eine statische Perspektive auf Deliberation einnimmt, sind die Überlegungen und Befunde grundlegend für das Interesse dieser Arbeit am Deliberationsprozess.

3.3.1.1 Strukturelle und diskursive Gleichheit

Aus theoretisch-normativer Sicht bildet eine Kommunikationsatmosphäre, die frei von Macht und Zwang ist, eine Ausgangsbasis für Deliberation. Diese Bedingung soll sicherstellen, dass alle Betroffenen die gleichen Chancen erhalten, ihre Argumente einzubringen (Dahlberg, 2001b; Dryzek, 2000; Gutmann & Thompson, 2004; Habermas, 1983, 2008). Über diese Chancengleichheit bei der Äußerung von Argumenten sollen Teilnehmende, zumindest potenziell, auch in gleichem Maße die Möglichkeit haben, das Ergebnis des Kommunikationsprozesses zu beeinflussen (Dryzek, 2000, S.172). Für Gutmann und Thompson (2004) macht daher erst *politische Gleichheit* der Beteiligten Deliberationsprozesse zu demokratischen Prozessen und bildet damit einen wichtigen Grundpfeiler der deliberativen Demokratietheorie:

„What makes deliberative democracy democratic is an expansive definition of who is included in the process of deliberation – an inclusive answer to the questions of who has the right (and the effective opportunity) to deliberate or choose the deliberators, and to whom do the deliberators owe their justification. In this respect, the traditional tests of democratic inclusion, applied to deliberation itself, constitute the primary criterion of the extent to which deliberation is democratic.” (2004, 9 f.).

Gleichzeitig ist die Beantwortung der Frage, unter welchen Voraussetzungen Gleichheit gegeben ist, kein simples Unterfangen und eine auch nur in Ansätzen zufriedenstellende Diskussion würde an dieser Stelle den Rahmen übersteigen. Es lässt sich aber festhalten, dass es sich bei politischer Gleichheit um ein komplexes theoretisches Konzept handelt, das mindestens drei Dimensionen voraussetzt: Inklusivität, Gerechtigkeit und

Fairness (Beauvais & Bächtiger, 2016; Karpowitz & Raphael, 2016). Mit Blick auf die Unterscheidung zwischen Input und Throughput sowie den Fokus auf die Qualität im Throughput, kann weiter zwischen *struktureller* und *diskursiver Gleichheit* unterschieden werden (Graham, 2008). Auch wenn diese Unterscheidung die theoretische Komplexität nicht vollständig löst, so verspricht sie im Hinblick auf die empirische Bestimmung diskursiver Gleichheit einen neuen Erkenntnisgewinn. Strukturelle Gleichheit bezieht sich auf die Ebene des Zugangs zu einem Deliberationsprozess (Input-Dimension): Alle, die von der Entscheidung betroffen sind, sollen die gleichen oder zumindest faire Chancen bei dem Zugang zum Deliberationsprozess erhalten (vgl. Habermas, 2008, S. 147). Außerdem beinhaltet strukturelle Gleichheit auch den gleichberechtigten Zugang zu den Fähigkeiten, die für die Teilnahme an einem solchen Prozess erforderlich sind, z. B. die Fähigkeit, effektiv zu kommunizieren (Graham, 2008). Sofern der Zugang gesichert ist, stellt sich weiter die Frage nach der diskursiven Gleichheit im eigentlichen Kommunikationsprozess. Damit diskursive Gleichheit gegeben ist, müssen sich alle Beteiligten als Gleiche betrachten und niemand soll den Kommunikationsprozess dominieren. Das kann daran beurteilt werden, inwiefern alle in etwa gleich viel sprechen, also ob eine „equal distribution of voice“ vorliegt (Graham, 2008, S. 21). Weiter wurde argumentiert, dass nicht nur das Sprechen (voice), sondern auch das Zuhören (listening) ungleich verteilt sein kann und damit ebenfalls als zentrale Dimension diskursiver Gleichheit angesehen werden sollte (Bickford, 2011; Ercan et al., 2019; Morrell, 2018). Auf Basis eines Teils der hier erhobenen Daten wurde bereits gezeigt, dass nicht nur das Sprechen, sondern auch das Zuhören in politischen Online-Diskussionen sich auf einzelne Nutzerinnen und Nutzer konzentriert (Esau & Friess, 2022).

Obwohl mit dem Internet die große Hoffnung verbunden ist, dass darin bestehende soziale Ungleichheiten verringert werden können, zeigt die Empirie, dass Ungleichheiten dort genauso verbreitet zu sein scheinen, wie in der analogen Kommunikation. Seit Beginn der Internetforschung ist in diesem Zusammenhang von einer sogenannten digitalen Spaltung die Rede (auch: digital divide). Ursprünglich war damit Ungleichheit im Hinblick auf den *Zugang zum Internet* gemeint (u. a. Norris, 2001). Später wurde eine *strukturelle Ungleichheit* speziell im Hinblick auf den *Zugang zu politischen Diskussionen im Internet* in zahlreichen Studien nachgewiesen. Belege dafür finden sich u. a. in der Forschung zu Mailinglisten (Rojo & Ragsdale, 1997; Stegbauer & Rausch, 2001), Newsgroups (S. M. Schneider, 1996) und Beteiligungsplattformen (Albrecht, 2006; Jankowski & van Os, 2004). Mittlerweile reicht auch der empirische Diskurs zur digitalen

Spaltung im Internet weiter: Ist der Zugang gesichert, kann weiterhin auch eine *diskursive Ungleichheit* im Hinblick auf die *Beteiligung an politischen Diskussionen im Internet* durch Erstellung eigener Inhalte beobachtet werden (auch: participation divide) (u. a. Hargittai & Walejko, 2008). Empirische Studien zu politischen Online-Diskussionen haben gezeigt, dass eine Minderheit der Nutzerinnen und Nutzer den Diskurs dominiert (Albrecht, 2006; Kies, 2010; Rojo & Ragsdale, 1997; Stromer-Galley, 2007; Wright, 2006). Die Studien, die sich mit diskursiver Ungleichheit beschäftigen haben, fokussierten auf den bereits angesprochenen „share of voice“, also dem Verhältnis zwischen der Anzahl von Kommunikationsbeiträgen und der Anzahl von Sprecherinnen und Sprechern. Besonders starke Ungleichheiten wurden zwischen Männern und Frauen gefunden: Offline und online sprechen Frauen seltener in der Öffentlichkeit über Politik als Männer (Karpowitz et al., 2012; Karpowitz & Mendelberg, 2014). Mit Teilen der Daten, die im Rahmen dieser Arbeit erhoben wurden, konnte außerdem bereits gezeigt werden, dass unter weiblichen Nutzernamen nicht nur seltener Beiträge veröffentlicht werden, sondern auch, dass diesen Beiträgen in Online-Diskussionen weniger Gehör („listening“ bzw. „deliberative reciprocity“) zuteilwird (Esau & Friess, 2022).

Im Hinblick auf Unterschiede in der Partizipationshäufigkeit wurden sehr aktive Nutzerinnen und Nutzer auch als „superparticipants“ (Graham & Wright, 2014) oder „power users“ (Bright et al., 2020) bezeichnet. Hier werden sie Hochaktive genannt (Eilders & Esau, 2022). Aus theoretisch-normativer Perspektive können diese besonders Aktiven die diskursive Gleichheit gefährden und durch ihre Dominanz andere von der Teilnahme abhalten. Empirisch wurden bisher vor allem ihre positiven Funktionen und Rollen hervorgehoben: Sie helfen anderen, beantworten deren Fragen und fassen Inhalte zusammen (Graham & Wright, 2014).

Des Weiteren können Ungleichheiten in der Beteiligung neben dem Geschlecht auch auf weitere Personenmerkmale wie Alter, Bildungsgrad, Beteiligungsmotive, technische Fähigkeiten oder politische Selbstwirksamkeit zurückgeführt werden (Albrecht, 2006; Hoffmann et al., 2014). Darüber hinaus kann eine ungleiche Beteiligung auch zumindest teilweise mit dem Design der Kommunikationsplattform, z. B. den Zugangs- und Anmeldebedingungen und der Bedienbarkeit (usability) der Online-Plattform, erklärt werden (Towne & Herbsleb, 2012, vgl. Kap. 3.4).

3.3.1.2 Argumentative Rationalität

Klassische Konzepte sehen die argumentative Rede und Gegenrede als dominierenden Kommunikationsmodus im Deliberationsprozess (Bohman, 1996; Bohman & Rehg, 1997; Cohen, 1989; Elster, 1998; Gutmann & Thompson, 2004; Manin, 1987). Daher werden kommunikative und argumentative Rationalität im klassischen Verständnis nicht selten gleichgesetzt. Die grundlegende Überlegung, dass gute Deliberation sich aus Aussagen zusammensetzt, die mit Beweisen und Belegen gestützt werden, kann auf unterschiedliche normative Theorien zurückgeführt werden. Die prominenteste ist die ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘ von Habermas (Habermas, 1981a). Auch von Bedeutung sind u. a. das Argumentationsmodell von Toulmin (2003) und die Konversationsmaximen von Grice (1993). Zusammen liefern diese drei theoretischen Arbeiten die Grundlage für das Verständnis argumentativer Rationalität im klassischen Konzept der Deliberation.

Ein kontroverses Thema ist die Frage, welchen Beitrag alternative Formen der Kommunikation, die nicht als klassisch rational und argumentativ, sondern als expressiv oder emotional gelten, zur Rationalität im Deliberationsprozess beitragen können. Habermas hat dazu an einer Stelle explizit gemacht, dass er nicht daran interessiert ist, „norming of the language of discussion permitted in the deliberation“ zu betreiben (Habermas, 1975, S. 109). Argumentative Rationalität lässt sich nicht an der Satzstruktur allein ablesen,²⁰ entscheidend ist die Bedeutung, die eine Aussage im Kontext für die an der Kommunikation Beteiligten hat. Bei Manin (1987) findet sich ebenfalls ein vergleichsweise offenes Verständnis davon, was argumentative Rationalität ausmacht, nämlich weniger die Form der Kommunikation als die Tatsache, dass das Argument von einem Publikum als argumentative Rationalität angenommen und akzeptiert wird:

„The listener is free because argumentation does not start from evident premises or from conventional ones. Rather, one starts by taking propositions one assumes are generally accepted by the audience being addressed. In politics, one would argue by assuming certain common

20 Dieser Hinweis gilt auch für die Entwicklung automatisierter Inhaltsanalysen zur Erkennung deliberativer Qualität. Theoretische Argumentationsmodelle dienen als Orientierung, auf deren Basis Regeln für die manuelle Codierung festgelegt werden, um im Anschluss daran sogenannte Klassifizierer (classifier) zu testen, die theoretisch über die semantische Ebene hinaus fundiert sind (siehe z. B. Liebeck et al. (2016, 2017).

values as held by the public at a given moment. Argumentation is, therefore, always relative to its audience.“ (1987, S. 353).

Die Qualität von Argumenten hängt also zumindest teilweise auch von den an der Kommunikation Beteiligten und ihren subjektiven Einschätzungen ab. Für empirische Untersuchungen ist diese Feststellung wenig wegweisend. Zumindest einige weitere Richtungspfeiler lassen sich aufstellen. Wilhelm (1998) hat z. B. betont, dass rational in erster Linie das ist, was gegen Kritik verteidigt werden kann: „The rationality of an assertion depends on the reliability of the knowledge embedded in it. Knowledge is reliable to the extent that it can be defended against criticism“ (Wilhelm, 1998, S. 321). Es lässt sich ableiten, dass faktische Informationen und persönliche Erfahrungen, mithilfe derer argumentiert wird, allgemein nachvollziehbar und bestenfalls überprüfbar sind, um eine kritische Auseinandersetzung zu ermöglichen. Daher gilt Argumentation, die sich auf verallgemeinerbare Aussagen wie Statistiken und Aussagen anerkannter Autoritäten (ExpertInnen, WissenschaftlerInnen) stützt in der Regel als unproblematisch. In den letzten Jahren werden auch persönliche Narrationen bzw. Erzählungen als akzeptierte Form der Kommunikation diskutiert und nicht per se als Widerspruch zum klassischen Verständnis von Deliberation verstanden (Anicker, 2019; Bächtiger, Niemeyer et al., 2010; Bächtiger & Parkinson, 2019). Im Gegensatz dazu werden Emotionen bzw. Emotionsäußerungen sowie humorvolle Kommunikation im klassischen Lager weiterhin mit Vorsicht behandelt:

„Type I scholars would contend that these forms of communication are legitimate objects of (or inputs to) deliberation, but should not be conceptually confused with deliberation proper.“ (Bächtiger, Niemeyer et al., 2010, S. 48).

Humor wurde bisher sowohl in theoretischer als auch empirischer Hinsicht kaum Beachtung geschenkt. Das Verhältnis zwischen Humor und anderen Kommunikationsformen (z. B. Argumentation und Emotionsäußerungen) sowie weiteren klassischen Deliberationsmerkmalen ist bisher unklar. Argumentative Rationalität in der Deliberation wurde bisher als humor- und emotionslos konzipiert.

Die meisten empirischen Arbeiten, die die deliberative Qualität von Online-Deliberation untersucht haben, führen eine oder mehrere der Merkmale für argumentative Rationalität in ihren Codebüchern auf: Themenbezug, Argumentation/Begründung und Kohärenz. Stromer-Galley (2007) hat *Themenbezug* (auch Themenrelevanz) als Merkmal von Nutzerkommentaren in ihre empirische Untersuchung von Online-Diskussionen

eingeführt und mit Rationalität in Zusammenhang gebracht. Im Hinblick auf dieses niedrigschwellige Kriterium für Rationalität schneiden Online-Diskussionen in Threads gut ab. In der Regel sind mehr als 90 Prozent der untersuchten Nutzerkommentare themenbezogen (u. a. Esau et al., 2017; Kies, 2010; Stromer-Galley, 2007; Ziegele et al., 2018).

Am häufigsten wird Rationalität in empirischen Studien anhand des Ausmaßes an *Argumentation* bzw. Begründungen gemessen. Gelegentlich wird versucht den Begründungsgrad (level of argumentation/justification) zu bestimmen. Die Vorstellung von Rationalität als argumentative Überprüfung empirischer Fakten, logischer Zusammenhänge und anderer verallgemeinerbarer Aussagen dominiert in der am klassischen Konzept orientierten Deliberationsforschung (Friess & Eilders, 2015; Graham & Witschge, 2003; Steenbergen et al., 2003; Stromer-Galley, 2007). Die Untersuchungen haben gezeigt, dass das Ausmaß an Argumentation in politischen Online-Diskussionen stark schwankt. Der argumentative Anteil an der gesamten Kommunikation liegt je nach Diskussion und Plattform zwischen 30 und 80 Prozent (u. a. Esau et al., 2017; Stromer-Galley, 2007; Ziegele et al., 2018).

Das am dritthäufigsten verwendete Kriterium für Rationalität ist das Ausmaß an *Kohärenz* einzelner Beiträge oder der Diskussion als Ganzem bezogen auf das Diskussionsthema. Bei aller Offenheit im Throughput verlangt Kohärenz von den Teilnehmenden ein Mindestmaß an Bekenntnis zu einem gemeinsamen Ausgangsthema: „Ideally, participants should stick to the issue at hand until a decision can be taken“ (Graham & Witschge, 2003, S. 185). Fallstudien berichteten ein zufriedenstellendes Ausmaß an Themen-Kohärenz in Online-Diskussionen (u. a. Graham & Witschge, 2003; Stromer-Galley & Martinson, 2009). Der hohe Grad an Rationalität in den hier besprochenen Studien kann aber auch mit dem Fokus auf bestimmte Themen und bestimmte Plattformen verzerrt sein und nicht die Gesamtheit der Online-Diskussionen widerspiegeln.

3.3.1.3 Analytische Dimension deliberativer Reziprozität

Ein zentrales Merkmal deliberativer Kommunikation ist, dass sich die Kommunikationsbeiträge wechselseitig aufeinander beziehen (Cohen, 1989; Gutmann & Thompson, 2002, 2004; Habermas, 1992). Reziprozität gilt als Kernnorm deliberativer Demokratietheorie (Barber, 1984; Kies, 2010; Pedrini et al., 2013). Im klassischen Deliberationskonzept meint Reziprozität in erster Linie das wechselseitige und respektvolle Einfordern

und Geben von Gründen für die kommunizierten Positionen und Meinungen (Gutmann & Thompson, 1996; Pedrini et al., 2013). Damit wird in erster Linie auf die analytische Dimension reziproker Kommunikation rekurriert (Gastil, 2008; Gastil & Black, 2008). Reziprozität, wie auch diskursive Gleichheit, betrifft in der Deliberation nicht nur das wechselseitige Sprechen, sondern auch das wechselseitige Zuhören (Barber, 1984; Dobson, 2014; Goodin, 2000; Morrell, 2018). Die Wechselseitigkeit der Kommunikation wird in anderen Bereichen der Kommunikations- und Medienwissenschaft auch als Responsivität (*responsiveness*) der Kommunikationsbeiträge (Wessler, 2018) oder mit Bezug auf Online-Kommunikation als Interaktivität bezeichnet (Neuberger, 2007; Ziegele et al., 2014; Ziegele et al., 2018). Was alle drei Konzepte vereint, ist, dass sie in der Kommunikation Monolog von Dialog unterscheiden. In der bisherigen Deliberationsforschung wurden die Begriffe Reziprozität, Responsivität und Interaktivität teilweise synonym verwendet. Da jedoch Responsivität und Interaktivität die Qualität der Reaktionen nicht weiter spezifizieren, sondern in erster Linie die Tatsache der Reaktion meinen, wird im theoretischen Teil dieser Arbeit (siehe Kap. 4.1.3.3) ein qualifiziertes Verständnis deliberativer Reziprozität entwickelt, das über die bisherigen Begriffe von Responsivität und Interaktivität hinausgeht.

Die empirische Online-Kommunikationsforschung hat sich von ihrem Beginn an mit der Frage beschäftigt, ob und wie häufig sich Nutzerinnen und Nutzer in ihren Beiträgen aufeinander beziehen (S. M. Schneider, 1996; Sproull & Faraj, 1995; Wilhelm, 1998). Dabei kamen die frühen Studien zu dem Ergebnis, dass Reziprozität in Online-Diskussionen ein eher seltenes Phänomen ist. Spätere Studien haben hingegen sehr unterschiedliche Werte für den Anteil reziproker Kommunikation an der Gesamtkommunikation im Internet gefunden. Der Unterschied kann mit der Entwicklung der Online-Kommunikation, aber auch mit der Ausweitung der Untersuchungen auf unterschiedliche Arten von Plattformen erklärt werden. Beispielsweise hat Stromer-Galley (2007) berichtet, dass 83 % der Nutzerkommentare auf einer von ihr untersuchten Beteiligungsplattform auf vorangegangene Kommentare reagiert haben. Black et al. (2011) fanden in einer Untersuchung von Nutzerdiskussionen auf Wikipedia in 63 % der Beiträge Anzeichen für Reziprozität, während Zhou et al. (2008) weniger als 14 % der Kommentare auf Nachrichtenwebseiten als reziprok codiert haben. Dass das Ausmaß an Reziprozität je nach Online-Plattform unterschiedlich hoch ausfällt, konnten auch Esau et al. (2017) bestätigen: In der Studie schwankte der Anteil reziproker Nutzerkommentare zwischen 66 Prozent auf Facebook, 76 Prozent auf Nachrichtenwebseiten

und 54 Prozent in einem Nachrichten-Diskussionsforum. Inwiefern die Studien tatsächlich deliberative Reziprozität gemessen haben, ist fraglich, da nur die Tatsache, dass Bezug genommen erhoben, nicht aber die Qualität der Bezugnahme untersucht wurde. Daher wissen wir bisher kaum etwas über spezifische Formen der Reziprozität, beispielsweise inwiefern auf geäußerte Begründungen auch wieder mit Begründungen geantwortet wird.

3.3.1.4 Respekt und Zivilität

Eine weitere grundlegende Forderung klassischer Konzepte an öffentliche Kommunikation ist ein Kommunikationsklima, welches sich durch gegenseitigen Respekt auszeichnet, damit das wechselseitige Äußern und Kritisieren von Geltungsansprüchen in keiner Weise behindert wird (Peters, 1994; Schudson, 1997). Die normative Anforderung des gegenseitigen Respekts hängt eng mit der Norm politischer Gleichheit zusammen (Habermas, 1983).

In der empirischen Literatur werden Respekt, Zivilität und Höflichkeit häufig synonym verwendet, dennoch stehen teilweise verschiedene Konzepte dahinter. Beispielsweise ist für Ferree et al. (2002) der Verzicht auf „hot-button language“, also persönliche Beleidigungen und Attacken, eine zentrale Anforderung an zivile Kommunikation. Wessler (2008) hat dieses schlanke und vor allem auf Höflichkeit abgestellte Konzept der Zivilität als „civility light“ begrüßt. Im Gegensatz dazu grenzt Papacharissi (2004) Höflichkeit (Abwesenheit von Beleidigungen etc.) von Zivilität ab.

Im DQI werden respektvoller Kommunikation gleich drei Variablen eingeräumt und vermessen, ob *Respekt gegenüber Gruppen, gegenüber anderen Sprecherinnen und Sprechern* sowie *gegenüber Gegenargumenten* implizit oder explizit geäußert wird (Steenbergen et al., 2003). In den meisten Online-Deliberationsstudien wird Respekt oder Zivilität gemäß Ferree et al. (2002) und Wessler (2008) als die *Abwesenheit von Disrespekt* oder *Abwesenheit von Inzivilität* gemessen. Wie auch bei den anderen Qualitätsmerkmalen lässt sich auch zu respektvoller Kommunikation sagen, dass das Ausmaß, je nach Studie und Online-Plattform, stark schwankt (Esau et al., 2017; Rowe, 2015; Strandberg & Berg, 2013). In Online-Diskussionen auf Beteiligungsplattformen (Esau et al., 2019) und Nachrichtenwebseiten (Esau et al., 2017; Ziegele et al., 2018) findet sich häufig, entgegen den Erwartungen, ein überraschend großer Anteil von Nutzerkommentaren, der im Großen und Ganzen respektvoll verfasst wurde. Weniger optimistisch

fielen hingegen Befunde der Forschung zu Inzivilität von Online-Diskussionen aus (u. a. Coe et al., 2014; Santana, 2014).

3.3.1.5 Konstruktivität

Ein weiteres Merkmal von Deliberation, das in der theoretischen Diskussion zwar seltener Erwähnung findet als die hier bereits beschriebenen klassischen Merkmale, das aber trotzdem eine zentrale Rolle – vor allem in Entscheidungsfindungsprozessen – einnehmen kann, ist Konstruktivität oder Konsensorientierung. Damit ist gemeint, dass Deliberation ein kommunikativer Austausch ist, der es den Teilnehmenden ermöglicht, durch Kommunikation gemeinsam Lösungen für Probleme zu finden und einen Konsens zu erreichen. Anzeichen für konstruktive Kommunikation sind damit Kompromiss- und Lösungsvorschläge, die eingebracht und zur Diskussion gestellt werden. In empirischer Hinsicht wurde in der Vergangenheit Konstruktivität als Teil deliberativer Qualität operationalisiert (Kies, 2010; Steenbergen et al., 2003; Steiner et al., 2004). Andere Studien haben z. B. gezeigt, dass das Plattform-Design konstruktive Kommunikation im Internet fördern kann (Esau et al., 2017; Towne & Herbsleb, 2012, vgl. Kap. 3.4).

3.3.2 Merkmale inklusiver Deliberationskonzepte

Seit den 1990er-Jahren hat das klassische Konzept deliberativer Demokratie viel kritische Aufmerksamkeit erfahren, u. a. aus der feministischen Denktradition (z. B. Bickford, 2011; Mouffe, 1999; Sanders, 1997; Young, 1996, 2000), aber auch aus anderen Bereichen der politischen Theorie und Psychologie (z. B. Hoggett & Thompson, 2002; Krause, 2008; Morrell, 2010; Shapiro, 1999). Es kann grob zwischen zwei zentralen Argumenten oder kritischen Perspektiven unterschieden werden, die dadurch vereint werden, dass sie Emotionen und emotionaler Kommunikation sowie persönlichen Erfahrungen eine zentrale Rolle im Deliberationsprozess zuschreiben und zum Teil eine Neuformulierung der normativen Anforderungen an die deliberative Qualität im Throughput fordern.

Das erste kritische Argument zielt darauf ab, dass das klassische Deliberationskonzept zwischen vernunftgeleiteten (reason-based) und emotionsgeleiteten Kommunikationsbeiträgen unterscheidet und erstere bevorzugt behandelt. Young (1996) sah vor allem die daraus resultierende Beschrän-

kung des Begriffs ‚Argumentation‘ auf bestimmte Formen derselben als zu restriktiv und zu ausschließend im Hinblick auf andere Formen, Arten und Stile der Kommunikation. Ebenso hat Bickford (2011) argumentiert, dass die im klassischen Konzept besprochenen Normen für gute Deliberation nicht neutral sind, sondern Kommunikationsstile bereits privilegierter gesellschaftlicher Gruppen bevorzugen. Ein Vorschlag, der auf diese Kritik reagiert, war eine Erweiterung des Deliberationskonzeptes um weitere Formen der Kommunikation (Basu, 1999; Bickford, 2011; Dryzek, 2000; Young, 2000).

Das zweite kritische Argument kommt aus der politischen Psychologie und geht in eine andere Richtung: Das klassische Deliberationskonzept sei demnach blind für Emotionen und damit für emotionale Dynamiken. Zwischenmenschliche Kommunikation sei zwangsläufig immer von Emotionen geprägt. Daher sollten Emotionen in der Kommunikation bewusst transparent gemacht werden, um mögliche unerwünschte Gruppendynamiken vermeiden zu können (Thompson & Hoggett, 2001). Der Lösungsvorschlag bestand darin, den ‚Deliberative Turn‘ in der politischen Theorie (Dryzek, 2000) und den ‚Affective Turn‘ in den Neurowissenschaften (Damasio, 1994; LeDoux, 1996) und Sozialwissenschaften (Marcus, 2000; Neuman et al., 2007) produktiv zusammenzubringen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass Emotionen in der klassischen deliberativen Demokratietheorie bisher zu wenig Berücksichtigung erhalten haben. Dabei würde ein besseres Verständnis von Emotionen und Emotionsäußerungen in der Deliberation zu einem besseren Verständnis von Deliberationsprozessen insgesamt beitragen.

Da die Kritik aus verschiedenen Richtungen kam und teilweise auf unterschiedliche Punkte zielte, ist auch der Stand der Forschung zum erweiterten, inklusiven Deliberationskonzept sehr fragmentiert und schwieriger zu fassen, als der zum klassischen Konzept. Es lassen sich trotzdem einige wichtige und grundlegende Gedanken zur Beziehung von Emotionalität und Rationalität in der Deliberation zusammenbringen. In empirischer Hinsicht wurden verschiedene emotionale und expressive Formen der Kommunikation unterschieden, theoretisch eingeordnet und in Ansätzen empirisch untersucht. In dem Zuge wurde versucht, emotionale Kommunikation im Throughput ebenfalls über einen Index, orientiert am DQI, zu messen, dem Textual Emotional Index (TEI) (Roald & Sangolt, 2011). Der Index scheint allerdings kaum theoretisch begründet und wurde bisher unzureichend empirisch validiert. Es hat sich bisher kein Index für ein inklusives Deliberationskonzept durchgesetzt, um deliberative Qualität

im Throughput zu bestimmen. Daher wird in Kapitel 4.1.3 ein erster Vorschlag gemacht, der im Weiteren empirisch untersucht wird.

Im Folgenden werden die zentralen normativen Anforderungen an deliberative Qualität im Throughput erweiterter Deliberationskonzepte zusammengetragen und diskutiert. Dabei wird ein Schwerpunkt auf Merkmale deliberativer Qualität gelegt, die der Abgrenzung eines inklusiven Deliberationskonzepts von dem klassischen Konzept dienen soll. Zu sozio-emotionaler Kommunikation lassen sich Überlegungen und Ergebnisse aus der Kleingruppenforschung auf Deliberationsprozesse allgemein übertragen, weshalb auch hier erneut Erkenntnisse aus diesem Bereich einbezogen werden.

3.3.2.1 Diskursive Inklusivität

Einer der zentralen Kritikpunkte am klassischen Deliberationskonzept ist, dass es gesellschaftliche Pluralität und soziale Ungleichheit nicht genügend berücksichtigt und unter Umständen sogar Ungleichheiten verstärkt (Bickford, 2011; Sanders, 1997; Young, 2000). Der Schwerpunkt liegt weniger auf politischer Gleichheit, sondern auf der Inklusion aller, vor allem aber von Minderheitenmeinungen. Strukturelle Gleichheit, als Vorbedingung diskursiver Gleichheit und Inklusivität, setzt wie bereits weiter oben gezeigt, nicht nur Zugang voraus, sondern auch die erforderlichen Fähigkeiten für eine erfolgreiche Teilnahme am Kommunikationsprozess. Vertreterinnen und Vertreter eines erweiterten oder inklusiven Deliberationskonzepts haben argumentiert, dass zu restriktive Anforderungen an die Formen der Kommunikation, die im Kommunikationsprozess zulässig oder erwünscht sind, die Inklusivität des Prozesses behindern können. Im Umkehrschluss könnte die Verwendung alternativer Formen der Kommunikation, die über das Argument hinausgehen, Inklusivität fördern (Basu, 1999; Bickford, 2011; Young, 2000). Beispielsweise argumentiert Sanders, dass *Narrationen* bzw. *Storytelling*²¹ die im Kommunikationsprozess geäußert werden, die Offenheit und das Zuhören gegenüber Meinungen und Perspektiven von Minderheiten fördern könnten: „... those who usually dominate learn to hear the perspectives of others“ (Sanders, 1997, S. 372). Auch bei Habermas (1996) findet sich ein Hinweis darauf, dass

21 Die Begriffe Storytelling, Narrationen und Narrative wurden in der Literatur weitestgehend synonym verwendet. Auch wenn Unterschiede in der Bedeutung konzipiert werden können, wird hier keine Unterscheidung vorgenommen.

„sensational actions, mass protest and incessant campaigning“ (Habermas, 1996, S. 381) unter Umständen notwendig sein können, um öffentliche Aufmerksamkeit für ein Thema zu erhöhen. Allerdings lässt sich die aufmerksamkeitsfördernde Wirkung von narrativen gegenüber nicht-narrativen Kommunikationsformen bisher zumindest nicht eindeutig aus Theorie und Empirie in der Wirkungsforschung ableiten (Früh & Frey, 2014).

Ergänzend zu den Befunden über diskursive Gleichheit aus klassischer Perspektive lässt sich zur diskursiven Inklusion von Minderheiten sagen, dass es um diese nicht nur offline, sondern auch online eher schlecht bestellt ist. Ungleichheiten, die in der analogen Welt beobachtet wurden, lassen sich auch in der Online-Welt finden. Im Rahmen inklusiver Deliberationskonzepte stellt sich daher die Frage, wie unterschiedliche Formen der Kommunikation und diskursive Gleichheit oder Inklusivität zusammenhängen (Bickford, 2011; Young, 1997, 2000). Wie auch in der analogen Kommunikation beteiligen sich Menschen, die wegen ihrer Herkunft, ihres Status, Bildungsgrad oder Geschlecht zu einer in der politischen Öffentlichkeit benachteiligten Gruppe zählen, seltener an politischen Diskussionen.

Zu der Frage, wie bevorzugte Formen (oder hier auch: Stile) der Kommunikation und die Zugehörigkeit zu benachteiligten Gruppen zusammenhängen, gibt es bisher wenige Studien. Beispielsweise haben Iosub et al. (2014) die Kommunikationsbeiträge von männlichen und weiblichen Nutzern untersucht und festgestellt, dass in der Kommunikation weiblicher Nutzerinnen soziale Zugehörigkeit und emotionale Bindungen eine größere Rolle spielen, unabhängig von ihrem Status in der Community. Im Gegensatz dazu greifen männliche Nutzer mit höherem Status (hier: Administratorenrolle) seltener auf sozio-emotionale Kommunikation zurück als „gewöhnliche“ männliche Nutzer (Iosub et al., 2014). Dieser Befund kann zumindest als eine empirische Stütze für die Argumentation inklusiver Deliberationskonzepte gesehen werden: Status und sozio-emotionale Kommunikation scheinen negativ zu korrelieren. An anderer Stelle wurde argumentiert, dass der transparente Umgang mit Emotionen im Kommunikationsprozess nicht zu mehr Gleichheit und Inklusivität führen muss, sondern, dass das Äußern von Emotionen, wie auch das Argumentieren, im Sozialisationsprozess erlernt wird und im Kommunikationsprozess Ungleichheiten verstärken kann (Saam, 2018). Inwiefern emotionale Kommunikation das Potenzial beinhaltet, Sexismus und andere Formen der Diskriminierung zu reduzieren (Benhabib & Cornell, 1987; Condit, 1993; Fraser, 1989; Young, 1990), ist empirisch fraglich.

3.3.2.2 Kommunikationsformen und dialogische Rationalität

In inklusiven Konzepten wird Rationalität explizit nicht auf argumentative Rationalität reduziert und damit von dem klassischen Konzept abgegrenzt (Bickford, 2011; Krause, 2008; Sanders, 1997; Young, 2000). Vielmehr steht dialogische Rationalität im Vordergrund, die Argumentation zwar einschließt, aber nicht auf diese beschränkt bleibt (Basu, 1999; Black, 2008a; Bohman, 1996; Myerson, 1994). Wie im klassischen Konzept wird in den meisten inklusiven Konzepten im Hinblick auf kommunikative Rationalität vorausgesetzt, dass nicht das Erreichen individueller Ziele im Vordergrund der Kommunikation steht, sondern Verständigung (Habermas, 1981a; Krause, 2008). Es geht auch hier darum, einander zuzuhören und zu verstehen und nicht darum, einander zu manipulieren: „Communicative rationality is found to the degree that communicative action is free from coercion, deception, self-deception, strategizing, and manipulation“ (Dryzek, 2000, S. 22). Im inklusiven Konzept werden die Beschränkungen der kommunikativen Rationalität durch Macht, Zwang, Täuschung, Selbsttäuschung, Strategie, Manipulation und Exklusion vielleicht sogar noch stärker betont. Die Art und Weise, wie miteinander kommuniziert wird, wird hingegen weniger restriktiv und vor allem nicht auf Argumentation beschränkt konzipiert. Damit lehnen die meisten inklusiven Konzepte nicht die Vorstellung einer vernünftigen, rationalen Öffentlichkeit ab. Vielmehr wird eine strikte Trennung zwischen Emotionen und Rationalität für überholt erklärt (Hoggett & Thompson, 2002; Krause, 2002; Nussbaum, 2015).

Da es sich bei einem großen Teil der inklusiven Ansätze um Kritik am klassischen Konzept handelt, gibt es bisher unter diesen Stimmen wenig konzeptuelle Klarheit bezüglich eines inklusiven Rationalitätskonzepts. Nachdem die Kritik am klassischen Rationalitätsverständnis vorgetragen und teilweise angenommen wurde, sind erste Versuche erfolgt, ein Konzept dialogischer Rationalität auszuarbeiten (Black, 2008a, 2008b; Steiner et al., 2017). Die kritischen Stimmen waren sich einig darüber, dass in einem inklusiven Rationalitätskonzept gute Deliberation narrativ, emotional und humorvoll werden darf und soll (Basu, 1999; Bickford, 2011; Krause, 2008; Young, 2000). Laut den Vertreterinnen und Vertretern des inklusiven Konzepts sind Erfahrungen und Emotionen wichtige Bestandteile von Deliberationsprozessen, deren Ausschluss zum Ausschluss von Minderheitengruppen führen kann (Sanders, 1997; Young, 2000). Dagegen wurde argumentiert, dass Emotionsäußerungen in der Deliberation nicht zwingend inklusiver auf Minderheiten wirken, sondern ebenfalls ausschlie-

ßend wirken können (Saam, 2018). Theoretische Annahmen zu möglichen Inklusions- und Exklusionsdynamiken durch Emotionsäußerungen sind bisher nur in Ansätzen empirisch erforscht (Saam, 2018; Thompson & Hoggett, 2001).

Obwohl ein großer Teil der Kritik auf seine theoretischen Arbeiten abzielte, lassen sich bei Habermas (1999) Hinweise darauf finden, dass Emotionen eine positive Rolle in der Deliberation zukommen kann. Und zwar in praktischen Diskursen, wo Emotionen die Rolle von Gründen einnehmen können. Das führt Habermas zunächst im Hinblick auf alle Emotionen aus und betont dann insbesondere die Funktion negativer Emotionen als Werturteile und damit mögliche Gründe:

Insbesondere negative Gefühle haben einen kognitiven Gehalt, der sich in der Form von Werturteilen auf ähnliche Weise explizit machen läßt [sic] wie der von Wahrnehmungen in der Form von Beobachtungsaussagen. Derart in sprachlich explizite Form gebracht, können auch Gefühle die Rolle von Gründen übernehmen, die in praktische Diskurse so eingehen wie Beobachtungen in empirische Diskurse (1999, S. 305).

Habermas illustriert dies weiter am Beispiel von Gefühlen der Beleidigung, Schuld und Entrüstung, die als Warnsignale in Situationen funktional sind, in denen gegen zentrale soziale Normen und Werte verstoßen wird. Solche und ähnliche normativ motivierte Emotionen und Äußerungen dieser bilden „eine intuitive Erfahrungsbasis, an der wir unsere reflektierten Begründungen für Handlungen und normativ geregelte Handlungsweisen kontrollieren“ (Habermas, 1999, S. 306). In einer ersten qualitativen Studie konnte mit einem Ausschnitt der für diese Untersuchung erhobenen Daten gezeigt werden, dass Kommunikationsbeiträge, in denen persönliche Erfahrungen oder Emotionen kommuniziert werden, individuelle und soziale Werte ansprechen und Reaktionen von anderen Nutzerinnen und Nutzern erfahren, die ebenfalls auf Werte eingehen (Esau, 2018).

Da das klassische Deliberationskonzept zumindest in der quantitativ-orientierten empirischen Forschung bisher eine dominante Stellung eingenommen hat, wurde das inklusive Konzept und damit das Verständnis inklusiver dialogischer Rationalität nur begrenzt konzeptionell ausgearbeitet und kaum empirisch erforscht. Eine Zunahme lässt sich aber in den letzten Jahren in den empirischen Befunden verzeichnen, die eine positive Wirkung von Narrationen auf Perspektiveneinnahme bzw. Empathie berichten (Kloß, 2020; Muradova, 2020; Steiner et al., 2017). Für Online-Diskussionen wurde zumindest bisher deskriptiv gezeigt, dass Narrationen,

Empathie, Emotionsäußerungen und Humor in Nutzerkommentaren vorkommen und mit argumentativer Rationalität innerhalb von Kommentaren korrelativ einhergehen (Black, 2008b; Esau et al., 2019; Graham, 2010; Polletta & Lee, 2006).

Zahlreiche Fragen auf der theoretischen und empirischen Ebene sind bisher jedoch offengeblieben. Fraglich ist, inwiefern alle Kommunikationsformen aus inklusiver Sicht zu jeder Zeit erwünscht sind oder ob es Einschränkungen gibt (Thompson & Hoggett, 2001). Was ist z. B. mit dem Ausdruck von Hass oder Wut gegenüber anderen Teilnehmenden oder Minderheiten? Inwiefern fördern solche und ähnliche Emotionsausdrücke kommunikative Rationalität? Es ist bisher auch nicht klar, unter welchen Bedingungen Emotionen und persönliche Erfahrungen von anderen im Kommunikationsprozess als Gründe für eine subjektive Perspektive akzeptiert werden. Während Begründungen auf der Basis von Logik und Allgemeingültigkeit evaluiert werden können, müssen Narrationen entweder geglaubt werden oder nicht (Polletta & Lee, 2006). Damit fällt auch argumentativer Widerspruch als Reaktion auf Narrationen schwerer, da das Ablehnen einer Aussage, die eine persönliche Erfahrung enthält, auch als Ablehnung der Person und deren Identität verstanden werden kann (Anicker, 2019). Wie häufig werden Emotionen und Narrationen als Gründe zur Überzeugung anderer angeführt und von anderen akzeptiert? Fragen wie diese machen deutlich, dass im Gegensatz zu den normativen Standards klassischer Deliberation, bei emotionaler und expressiver Kommunikation das bloße Vermessen und Aggregieren der Kommunikationsformen auf Debattenebene nicht weitreichend genug ist. Es ist sowohl Theoriearbeit also auch das Ausarbeiten analytischer Konstrukte vonnöten, um diese empirisch zu untersuchen.

3.3.2.3 Weitere Dimensionen deliberativer Reziprozität

Eine Norm, deren Wichtigkeit nicht nur klassische (vgl. Kap. 3.3.1.3), sondern auch inklusive Deliberationskonzepte hochhalten, ist die der Reziprozität. Der Vorstellung, dass Deliberation ein hohes Maß an Reziprozität und Zuhören abverlangt, stimmen auch Vertreterinnen inklusiver Konzepte zu (Bickford, 2011; Krause, 2008; Young, 1997). Reziprozität stellt somit nicht nur eine Kernnorm deliberativer Kommunikation dar, sondern stellt auch Konsens zwischen dem klassischen und dem inklusiven Lager her. Weniger eindeutig ist allerdings bisher, was im inklusiven Konzept konkret unter Reziprozität verstanden wird. Im klassischen Verständnis

meint Reziprozität im Kern das Geben und Einfordern von Gründen, also Argumentation und Gegenargumentation (Kap. 3.3.1.3). Dieses auf argumentative Rationalität fokussierte Verständnis von Reziprozität stößt jedoch an Grenzen, wenn es darum geht, sich im Kommunikationsprozess auf Narrationen, Emotionen und Humor zu beziehen. Aus Sicht des klassischen Deliberationskonzepts fehlen bisher theoretische Ausarbeitungen dazu, wie auf diese weiteren Kommunikationsformen argumentativ Bezug genommen werden kann, damit deliberative Reziprozität auch im inklusiven Konzept funktioniert.

Um das Konzept der Reziprozität im Deliberationsprozess auszuarbeiten, haben Gastil und Black (2008) die Unterscheidung zwischen analytischen und sozialen Aspekten deliberativer Kommunikation vorgeschlagen. Das Geben von Gründen ordnen sie der analytischen Dimension von Deliberation zu und das respektvolle Zuhören der sozialen Dimension. Die Unterscheidung treffen sie in Anlehnung an die Unterscheidung zwischen aufgabenbezogener (task oriented communication) und relationaler bzw. sozio-emotionaler (relational/socio emotional communication) Kommunikation, die bei der Untersuchung von Kommunikation in der Kleingruppenforschung verwendet wurde (Bales, 1950; Hirokawa & Poole, 1996). Bales (1950) ging theoretisch davon aus und konnte empirisch zeigen, dass in der Face-to-Face-Kommunikation in Gruppen diese beiden Aspekte der Kommunikation beobachtet werden können und beide für den ‚Erfolg‘ von Gruppen erforderlich sind (z. B. Erfolg im Sinne einer kollektiven Problemlösung). Die Unterscheidung zwischen einer analytischen und einer sozialen Dimension von Reziprozität wurde in der Deliberationsforschung als theoretische Unterscheidung übernommen (Black, Welser et al., 2011; Curato et al., 2013; Gastil et al., 2017). Bisher fehlt jedoch die Übersetzung, vor allem der sozialen Dimension in ein operationalisierbares Konstrukt.

Wie sowohl analytische als auch soziale Aspekte der Kommunikation in einem Konzept inklusiver deliberativer Reziprozität aufgehen können, ist bisher aus theoretischer und empirischer Perspektive nicht geklärt worden. Es gibt bislang kaum Überlegungen dazu, wie die Teilnehmenden im Prozess öffentlicher Deliberation mit emotionalen und expressiven Äußerungen umgehen sollen. Auch die empirische Frage, wie auf Narrationen, Emotionsäußerungen oder Humor reagiert wird, ist bisher weitgehend offengeblieben. Die frühe Internetforschung nahm an, dass Online-Kommunikation im Vergleich zu Offline-Kommunikation insgesamt weniger sozio-emotionale Kommunikation beinhaltet (Walther, 1996). Diese Annahme konnte jedoch in späteren Studien verworfen werden.

Vertreterinnen und Vertreter eines inklusiven Konzepts sehen mögliche positive Zusammenhänge zwischen emotionalen bzw. expressiven Formen der Kommunikation und relationalen oder sozialen Dimensionen von Deliberation (Ryfe, 2002, S. 360). Erste qualitative Untersuchungen deuten positive Beziehungen zwischen Narrationen im Initialkommentar und der Anzahl von Reaktionen insgesamt an (Black, 2008b; Polletta & Lee, 2006). Krause (2008) versucht dem in ihren theoretischen Überlegungen auf den Grund zu gehen und betont die Bedeutung von Emotionen in der Deliberation und ihre positiven Effekte auf die „perspective-taking dimension of reciprocity“ als „important key to impartial public deliberation“ (Krause, 2008, S. 162). Damit ist gemeint, dass das gemeinsame Äußern von Emotionen und beziehen auf Emotionen anderer, Empathie und darüber Verständigung fördern kann. Diese empathiefördernde Wirkung wird auch in Narrationen vermutet (Anicker, 2019; Kloß, 2020; Polletta & Lee, 2006). Deliberative Reziprozität könnte somit nicht nur durch Gegenargumentation angetrieben werden, sondern auch andere Formen annehmen. Bisher wurden Empathie bzw. Perspektiveneinnahme und Reflexivität (also kommunikative Bezugnahmen zur eigenen Position oder Meinung) als weitere mögliche deliberative Reaktionen diskutiert (Graham, 2009; Graham & Witschge, 2003; Morrell, 2010). Kommunikative Empathie spielt bisher in der empirischen Deliberationsforschung jedoch kaum eine Rolle im Zusammenhang mit Reziprozität (für eine Ausnahme siehe Graham, 2010). Als weitere Kommunikationsform können auch Fragen als Ausdruck deliberativer Reziprozität verstanden werden (Young, 1997). Stromer-Galley (2007) stimmt dem zu, dass Fragen in einem deliberativen Sinne reziprok sind, jedoch nur solange sie den echten Willen zum Nachdenken über eine in der Diskussion getroffene Aussage signalisieren. Solche ehrlich gemeinten Fragen wurden auch als echte Fragen bereits als Diskussionsfaktor in der Nutzerkommentarforschung diskutiert (Ziegele, 2016). Auf Basis dieser Überlegungen aus dem Forschungsstand wird in Kap. 4.1.3.3.2 ein Konzept inklusiver deliberativer Reziprozität erarbeitet.

3.4 Phase 3: Einflussfaktoren der Throughput-Qualität und Outputs

Die dritte Phase der Deliberationsforschung lässt sich seit den 2010er-Jahren beobachten, in denen damit begonnen wurde zu untersuchen, welche Faktoren die deliberative Qualität von Kommunikation positiv oder negativ beeinflussen (für einen Überblick siehe: Bächtiger & Wyss, 2013; Coleman & Moss, 2012; Friess & Eilders, 2015; Gastil et al., 2017; Strandberg &

Grönlund, 2018). Diese Phase der Deliberationsforschung war auch gleichzeitig die Phase, in der der empirisch-orientierte I-T-O-Ansatz, ähnlich wie er in der Kleingruppenforschung verwendet wurde (vgl. Kap. 3.1), zunehmend auf Deliberationsprozesse übertragen wurde. Im Vordergrund stand eine pragmatische Einordnung von empirisch untersuchbaren Variablen in einem funktionalen Systemmodell. In diesem Zuge wurde eine Vielzahl unabhängiger und abhängiger Variablen identifiziert und den drei Dimensionen des Deliberationsprozesses (Input, Throughput/Prozess, Output) zugeordnet. Im Vergleich zur ersten Phase der Input-Output-Studien wurde in der dritten Phase auch die Qualität des Throughputs einbezogen und mithilfe der in der zweiten Phase entwickelten inhaltsanalytischen Instrumente untersucht. Somit baut die dritte Phase logisch auf der ersten und zweiten Phase als nächster Entwicklungsschritt auf. Im Fokus der empirischen Forschung standen kausale Beziehungen zwischen Kontext- und bzw. oder Input-Variablen (u. a. Institutionenstruktur, Diskussionsarchitektur, Gruppenstruktur, individuelle Charakteristika und Motive der Beteiligten) und Throughput-Qualitäts-Variablen (meist klassische Merkmale deliberativer Qualität: Rationalität, Reziprozität, Respekt und Konstruktivität) sowie zwischen der Throughput-Qualität und ausgewählten Output-Variablen (u. a. Meinungsänderung, Konsensgrad, Zufriedenheit). Im Folgenden wird der Fokus auf die vielfältigen Beziehungen zwischen Kontext-/Input-Variablen und der Throughput-Qualität gelegt. Der Großteil bisheriger empirischer Studien setzt sich zusammen aus Fallstudien (Klinger & Russmann, 2015; Stromer-Galley, 2007), vergleichenden Inhaltsanalysen (Esau et al., 2017; Marzinkowski & Engelmann, 2018; Rowe, 2015; Steiner et al., 2004; Stromer-Galley & Martinson, 2009) und vereinzelt auch aus Methodenkombinationen aus Inhaltsanalyse und Befragung und/oder Experiment (Escher et al., 2017; Strandberg & Berg, 2015). Bisher liegen keine empirischen Studien vor, welche die Beziehungen zwischen allen drei I-T-O-Dimensionen untersucht haben.

Wie bereits in Kapitel 3.1 diskutiert, wurde die Input-Dimension bisher entweder aus einer theoretischen oder einer stärker empirisch-orientierten Perspektive beleuchtet. Aus theoretischer Sicht wurden im Input diejenigen Konstrukte verortet (z. B. individuelle Meinungen), die in das System (z. B. Öffentlichkeit) eingehen und im Throughput (z. B. Kommunikationsprozess) verarbeitet und als Output (z. B. öffentliche Meinung) weitergegeben werden. Denkbar wäre beispielsweise eine kollektive Entscheidung, die an andere Teile der Öffentlichkeit, z. B. klassische Massenmedien oder an das politische System, weitergegeben wird (Easton, 1965; Gerhards & Neidhardt, 1991; Neidhardt, 1994; Wessler, 2008). Dem theo-

retischen Verständnis nach sollten sich Input-Variablen im Prozess verändern. Die Annahme, dass der Throughput als Prozess die Input-Variablen verarbeitet und somit potenziell verändert, macht sie aus systemtheoretischer Perspektive zu Input-Variablen.

Im Gegensatz dazu wurde der Input in der dritten Phase der Deliberationsforschung auf der konzeptionellen Ebene als Ansammlung unterschiedlicher empirisch messbarer Einflussfaktoren gesehen, die sich während des Throughputs nicht oder kaum verändern (Friess & Eilders, 2015; Gastil et al., 2017, S. 2). Im Vordergrund stand der Einfluss von Faktoren auf die deliberative Qualität im Throughput und darüber vermittelt auch auf den Output (Bächtiger & Wyss, 2013; Friess & Eilders, 2016; Gastil et al., 2017). Diese als eher stabil angenommen Faktoren, die den Prozess prägen, weil sie wichtige Bezugspunkte für die Kommunikation, Interpretation von Kommunikationsbeiträgen und Interaktionsverlauf bieten, können aus kommunikationssoziologischer Sicht auch als Kommunikationskontext verstanden werden (J. L. Davis & Jurgenson, 2014; Marwick & boyd, 2011). Die theoretische Unterscheidung zwischen im Verlauf des Kommunikationsprozesses eher stabilen Kontextfaktoren und Input-Variablen, die sich im Throughput per definitionem verändern, wird in dem hier noch später zu entwickelnden Analysemodell getroffen (vgl. Kap. 4). Da der bisherige Forschungsstand diese Unterscheidung nicht widerspiegelt, wird hier ebenfalls nicht zwischen Kontext und Input unterschieden. Stattdessen wird eine Unterscheidung getroffen zwischen Faktoren, die die Qualität im Throughput beeinflussen und Faktoren, die das Ergebnis beeinflussen.

Zu den ersten und wegweisenden Studien der dritten Phase gehören zwei umfangreiche systematische und vergleichende Inhaltsanalysen.²² Die erste Studie hat den Einfluss von *Merkmale des Mediensystems* (Ferree, 2002) und die zweite den Einfluss von *Merkmale des politischen Systems* (Steiner et al., 2004) auf die deliberative Qualität öffentlicher Kommunikationsprozesse untersucht. Zusammengefasst haben die Ergebnisse beider Studien gezeigt, dass die *Institutionenstruktur* die deliberative Qualität öffentlicher Kommunikation beeinflusst. Steiner et al. (2004) haben außerdem aufbauend auf demokratiethoretischen Überlegungen argumentiert, dass die Struktur von Institutionen, vermittelt über die

22 Es gibt Überschneidungen zwischen Studien, die der zweiten und dritten Phase zugeordnet werden. Entscheidend für die Zuordnung zur dritten Phase war ihre Beschäftigung mit möglichen Einflussfaktoren auf die deliberative Qualität des Throughputs.

Qualität der Kommunikationsprozesse (hier: Parlamentsreden), auch die Qualität politischer Ergebnisse beeinflusst. Eine weitere zentrale Erkenntnis dieser vergleichenden Perspektive auf Deliberationsprozesse war, dass deliberative Qualität im Throughput kein eindimensionales Konstrukt ist, sondern eher ein Cluster von Merkmalen der Kommunikation, die sich gegenseitig verstärken, behindern oder ausschließen können. Im Hinblick auf sogenannte Trade-offs zwischen deliberativen Merkmalen hat sich beispielsweise gezeigt, dass weder Rationalität und Respekt noch Rationalität und Reziprozität korrelativ verbunden sind (Esau et al., 2017; Steiner et al., 2004, S. 165).

Der Fokus der Deliberationsforschung verlagert sich mittlerweile stärker auf die Kommunikation im Internet, die seit den 2000er-Jahren zunehmend nahezu alle Bereiche der Gesellschaft durchdringt und damit die Deliberationsforschung mit neuen Fragen konfrontiert. In diesem Zuge wurde das Plattformdesign bzw. die Diskussionsarchitektur als Gruppe von Einflussfaktoren und deren kausale Beziehung zur Qualität des Throughput modelliert und empirisch untersucht (Coleman & Moss, 2012; Esau et al., 2017; Friess & Eilders, 2015; Frieß & Eilders, 2016; Strandberg & Grönlund, 2018). Frieß und Eilders (2016) haben ein Modellkonzept für die Analyse von Online-Deliberation vorgeschlagen. In dem Modell verorten sie *normative Rahmenbedingungen* und *Designelemente von Online-Plattformen* in der Input-Dimension (Frieß & Eilders, 2016, S. 69). Die normativen Rahmenbedingungen werden als notwendige Voraussetzungen für Deliberation gesehen. Um festzustellen, ob ein Online-Kommunikationsraum diese normative Grundvoraussetzungen erfüllt, schlagen Frieß und Eilders vor zu prüfen, „ob der *Zugang* allen Betroffenen ermöglicht wird, die thematische *Offenheit* gegeben ist und eine hinreichende *Machtfreiheit* im Sinne der idealen Sprechsituation²³ gewährleistet wird“ (2016, S. 69, H.i.O.). Als weitere Grundvoraussetzung für Deliberation wurden ein *Mindestmaß an Konflikt* und die *Notwendigkeit, eine kollektive Entscheidung zu treffen*, diskutiert (siehe auch Gutmann & Thompson, 2004). Dass die Möglichkeit durch eigene Kommunikationsbeiträge, eine konkrete (politische) Entscheidung zu beeinflussen, die Quantität der Nutzerinnen und Nutzer positiv beeinflusst, haben Marzinkowski und Engelmann (2018) in einer standardisierten Inhaltsanalyse gezeigt. In der Logik von Online-Diskussionen bedeutet das, dass das Vorhandensein eines Initial-Beitrags, der sowohl ein Mindestmaß an Konflikt als auch mindestens eine kon-

23 Theoretische Grundlagen zur Deliberativen Demokratie, wie z. B. die Ideale Sprechsituation, finden sich in Kapitel 2.1.

krete Entscheidungsoption enthält, die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass Deliberation als Anschlusskommunikation im Kommentarbereich erfolgt. Zusätzlich lässt sich die Anforderung der zeitlichen Offenheit als Vorbedingung ergänzen, die durch die asynchrone Kommunikation online eine neue Relevanz gewinnt. Die Offenheit im Hinblick auf die Zeitdimension ermöglicht, dass sich ggf. versteckte Konflikte manifestieren und Lösungsvorschläge gefunden werden (Esau et al., 2017).

In den letzten Jahren wurden zahlreiche weitere Einflussfaktoren identifiziert, welche die Quantität und deliberative Qualität von Kommunikationsbeiträgen beeinflussen können. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die *Diskussionsarchitektur* bzw. das *Plattfordesign* ein zentrales Bündel an Faktoren ist (Esau et al., 2017; Friess & Eilders, 2015; Janssen & Kies, 2005; Sampaio et al., 2015; Towne & Herbsleb, 2012; Wright & Street, 2007). Darüber hinaus legen die Befunde empirischer Studien nahe, dass die *Motivationsstruktur* (Springer, 2014; Springer et al., 2015; Ziegele, 2016) und bestimmte *Typen von Nutzerinnen und Nutzern* (Himmelboim et al., 2009) sowie inhaltliche Merkmale der initialen Kommunikationsbeiträge, z. B. Nachrichten- und Illustrationsfaktoren bzw. *Diskussionsfaktoren* (Heiss et al., 2019; Weber, 2014; Ziegele et al., 2018) sowie deliberative Merkmale des Initial-Beitrags (Heiss et al., 2019; Marzinkowski & Engelmann, 2018) einen Einfluss auf die Quantität und auch auf die deliberative Qualität von Online-Diskussionen haben. Über das Design der Plattform hinaus wurde im Hinblick auf die Klassifikation von Online-Diskursräumen, aufbauend auf Fraser (1990), zwischen *schwachen* und *starken Online-Öffentlichkeiten* unterschieden. Es wurde empirisch gezeigt, dass starke Öffentlichkeiten (z. B. Partizipationsplattformen) einen höheren Grad deliberativer Qualität aufweisen als schwache Öffentlichkeiten (z. B. Facebook) (Esau et al., 2019; Janssen & Kies, 2005).

Zusätzlich hat sich der an der Kleingruppenforschung orientierte Teil der Deliberationsforschung ebenfalls mit dem Kontext von Deliberationsprozessen beschäftigt und weitere Einflussfaktoren identifiziert, u. a. die *Teilnehmerzahl* und *-zusammensetzung* (Gastil et al., 2017; Pavitt & Broomell, 2016). Sowohl eine zu kleine, als auch eine zu große Teilnehmerzahl kann einen negativen Einfluss auf die deliberative Qualität einer Online-Diskussion haben. Kolleck (2017) hat argumentiert, dass eine große Nutzerzahl die deliberative Qualität, gemessen an dem Umfang geteilter Informationen und Argumente, steigert (Kolleck, 2017, S. 107). In der anschließenden empirischen Analyse von drei Online-Beteiligungsverfahren konnte die Annahme jedoch nicht bestätigt werden. Der Zusammenhang, zumindest unter den aktuellen Bedingungen auf vielen Online-Plattfor-

men, scheint eher in die umgekehrte Richtung zu gehen: Bei zu großer Zahl der Teilnehmenden werden Online-Diskussionen unübersichtlich, worunter die inhaltliche Qualität der Diskussion leidet. Es deutet sich also an, dass der Zusammenhang kurvilinear (z. B. U-förmig) aussieht in folgendem Sinne: „Two heads are better than one, three better than two, and so on. Up to a point. This line of argument can lead to a too many cooks in the kitchen syndrome“ (Shapiro, 2002, S. 199). Ab wie vielen Teilnehmenden das empirisch zutrifft und inwiefern sich Probleme der Übersichtlichkeit durch das Design der Plattform lösen lassen und zu dem selbstverstärkenden Effekt führen kann, den Kolleck beschreibt, bleibt nach bisherigem Forschungsstand offen. Eine entscheidende Rolle kommt dabei dem kollektiven Filtern von Online-Inhalten zu (u. a. Schaffer et al., 2007). Empirisch wurde beobachtet, dass sowohl implizite (Zugriffszahlen) als auch explizite Empfehlungen (Bewertungen) die Aufmerksamkeit der Nutzerinnen und Nutzer auf bestimmte Inhalte lenken (u. a. Knobloch-Westerwick et al., 2005). Aus dieser Beobachtung hat sich ein eigenständiger Forschungsstrang zu Popularitätshinweisen (Popularity Cues) von Online-Inhalten und ihrer Wirkung auf selektive Wahrnehmung und Partizipation etabliert (u. a. Porten-Cheé et al., 2018).

Online-Diskussionen zeichnen sich in der Regel nicht durch *diskursive Gleichheit* der Teilnehmenden oder *diskursive Inklusivität* gegenüber benachteiligten Gruppen aus (Albrecht, 2006; Rojo & Ragsdale, 1997; Stegbauer & Rausch, 2001; vgl. Kap. 3.3.1.1). Erklärungen werden sowohl auf *soziodemografische Merkmale* als auch auf die *Persönlichkeit* und *Motivstruktur* zurückgeführt (Himmelboim et al., 2009; Springer et al., 2015). Alternativ kann die ungleiche Beteiligung nicht nur durch vor dem Prozess feststehende individuelle Merkmale (z. B. das Alter der Teilnehmenden), sondern auch durch *selbstverstärkende Effekte im Kommunikationsprozess* erklärt werden: z. B. können diejenigen, die zu Beginn der Diskussion sehr aktiv sind, auch im Verlauf der Diskussion aktiv bleiben (Albrecht, 2010). Im Gegensatz zu den eher stabilen Faktoren (Soziodemografie), ließen sich die eher dynamischen Faktoren (Aktivität der Nutzerinnen und Nutzer) durch das Plattformdesign beeinflussen. Die Perspektive der Forschung, die sich stärker für Dynamik interessiert, wird in Kapitel 3.5 diskutiert.

Ein weiteres Bündel an Einflussfaktoren liegt im Thema der Diskussion bzw. in der Themenrahmung bzw. Themendefinition als Eigenschaften des Initial-Beitrags. Eigenschaften des Themas können für einen Einfluss auf den Grad deliberativer Qualität verantwortlich sein. Beispielsweise nehmen Oz et al. (2017) an, dass *geladene Themen*, die besonders viel Kontroverse oder Konflikt erkennen lassen, qualitativ andere Online-Di-

kussionen auslösen als nicht geladene Themen. Sie konnten anhand von Inhaltsanalysedaten zeigen, dass zu geladenen Themen signifikant *mehr respektlose Kommentare* (inzivil und unhöflich) veröffentlicht wurden. Das Forscherteam konnte jedoch über Respekt hinaus keinen signifikanten Einfluss des Themas auf die Qualität der Deliberation nachweisen. Andere empirische Studien haben gezeigt, dass auch weitere Qualitätsmerkmale von dem Thema der Diskussion abhängen können. Kommunikationsbeiträge zu *ernsten Themen* wie Politik und Krankheit wiesen beispielsweise mehr *Kohärenz* innerhalb von einem Diskussionsstrang auf als Beiträge zu *unterhaltsamen Themen* wie Sport und Unterhaltung (Stromer-Galley & Martinson, 2009). Neben Eigenschaften des Themas kann auch die Art des zugrunde liegenden Konflikts (Interessenkonflikt vs. Wertekonflikt) entscheidend sein – sowohl für die Qualität der Kommunikation als auch für deren Ergebnisse (Dryzek & Braithwaite, 2000). Außerdem haben Manosevitch et al. (2014) in einem Online-Experiment gezeigt, dass Banner, die zur Deliberation auffordern und damit ein deliberatives Klima setzen, die deliberative Qualität von Beiträgen fördern können.

Wie bereits erwähnt, stellt das *Plattformdesign* ein wichtigstes Bündel an Einflussfaktoren dar. Im Folgenden sollen Befunde zu den bisher am häufigsten diskutierten und erforschten Designfaktoren auf die deliberative Qualität von Online-Diskussionen berücksichtigt werden: *Moderation*, *Grad der Anonymität*, *Asynchronität*, *Verfügbarkeit von Information* und *Themendefinition* (Davies & Gangadharan, 2009; Esau et al., 2017; Stromer-Galley & Martinson, 2009; Towne & Herbsleb, 2012; Wright & Street, 2007).

Eine unabhängige und vertrauenswürdige *Moderation* kann die deliberative Qualität des Kommunikationsprozesses positiv beeinflussen, u. a. durch Strukturierung und Selektion von Kommunikationsbeiträgen, Belohnung von Qualität und Sanktion von Regelverstößen. Bei dem Design von Online-Kommunikationsräumen stellt sich daher die Frage, ob Moderation möglich und erwünscht ist, und wenn ja, welche Art der Moderation eingesetzt werden soll. Empirische Ergebnisse deuten darauf hin, dass sich Moderation insgesamt positiv auf die deliberative Qualität von Online-Diskussionen auswirken kann. In der Analyse verschiedener Diskussionsforen kommen Wright und Street (2007) zu dem Schluss, dass Moderation ein entscheidender Designfaktor ist, um *Respekt* in Online-Diskussionen zu ermöglichen. Ebenso erklären Coleman und Götze (2001), dass Moderation wichtig für den Erfolg von asynchronen Online-Diskussionen zwischen vielen ist, da sie *Fairness* und eine freundliche Atmosphäre als stimulierende Diskussionsbasis gewährleisten. In gleicher Weise argumentiert Noveck (2004, S. 24), „effektive Moderation“ sei der

einzigste Weg, um mit einer großen Anzahl konkurrierender Stimmen online umzugehen. Stroud et al. (2015) haben untersucht, ob das Engagement von Journalistinnen und Journalisten die Qualität der Nutzerkommentare unter Nachrichtenartikeln beeinflusst. Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass journalistisches Engagement auf Facebook-Nachrichtenseiten die deliberative Qualität der Nutzerkommentare unter den Artikeln positiv beeinflusst.

Ein weiterer entscheidender Faktor, der die Qualität von Online-Diskussionen beeinflussen kann, ist der *Grad der Anonymität* bzw. *Identifikation*, der in einem Kommunikationsraum herrscht. Anonymität bedeutet dabei, dass die kommunizierenden Personen oder Gruppen nicht identifiziert werden können. Eigenschaften der Plattform, die den Anonymitätsgrad beeinflussen, sind z. B. der Anmeldevorgang und die Bereitstellung und Gestaltung von Nutzerprofilen sowie die Anzeige von Nutzernamen. Seit es das Internet gibt, wird befürchtet, dass anonyme Kommunikation im Internet weniger sozial und zivil ist als Face-to-Face-Kommunikation (Kiesler et al., 1984). Die empirischen Befunde ergeben jedoch ein sehr widersprüchliches Bild (Janssen & Kies, 2005; Papacharissi, 2004; Postmes et al., 2001). Zudem ist der Grad der Anonymität keine einfach zu manipulierende Variable: Nicht nur das Design der Plattform, sondern auch das Verhalten der Nutzerinnen und Nutzer, welches sich nur teilweise „gestalten“ lässt, kann entscheidend sein (J. L. Jensen, 2003; Mitozo & Marques, 2019). Jensen (2003) hat argumentiert, dass manche, trotz Möglichkeiten der Anonymisierung, besonders in Beteiligungsverfahren, freiwillig als „open participants“ auftreten (80 % auf Nordpol.dk). Mitozo und Marques konnten selbiges auf der Plattform Portal e-Democracia empirisch bestätigen, wo sich ebenfalls nahezu alle Nutzerinnen und Nutzer (96 %) freiwillig dafür entschieden haben, ihren Namen preiszugeben (Mitozo & Marques, 2019).

Die Kommunikationsstruktur von Online-Diskussionen zeichnet sich durch *Asynchronität* aus, die als positiver Einflussfaktor auf die deliberative Qualität von Online-Diskussionen gesehen wird. Die Annahme lautet: Je mehr Zeit die Sprecherinnen und Sprecher haben, um ihre Kommunikationsbeiträge zu elaborieren, desto höher wird die Qualität ihrer Beiträge ausfallen. Asynchronität ist jedoch kein dichotomes, sondern ein graduelles Phänomen auf der Zeitdimension. Durch das Design von Online-Plattformen lässt sich die Geschwindigkeit, in der Kommunikationsbeiträge veröffentlicht werden, regulieren bzw. stimulieren und somit der Grad der Synchronität bzw. Asynchronität technisch steuern. Janssen und Kies (2005) betonen, dass Diskussionen, die in Echtzeit ablaufen, z.

B. in Chatrooms, eher Smalltalk und Humor produzieren, während ein hoher Grad an Asynchronität (z. B. in Foren) eher für rational-kritische Diskussionen geeignet ist. Diese Annahme wurde von Stromer-Galley und Martinson (2009) unterstützt, die zudem empirisch herausgefunden haben, dass synchrone Chats in der Tat selten qualitativ hochwertige Diskussionen erzeugen. Sie kommen zu dem Schluss, dass kurze Botschaften zu unterentwickelten Argumenten führen, im Verlauf einen Mangel an Kohärenz aufweisen und ein hohes Maß an persönlichen Angriffen zeigen (Stromer-Galley & Martinson, 2009, S. 197). Auch Strandberg und Berg (2015) haben diesen Befund in einem Online-Experiment bestätigt.

Ein wichtiger Teil öffentlicher Deliberation beruht auf der Abwägung von Meinungen und Argumenten. Damit dieser analytische Prozess bestmöglich ablaufen kann, ist die *Verfügbarkeit hochwertiger Informationen* entscheidend. Gudowsky und Bechtold (2013) heben die Bedeutung verschiedener Arten von Informationen in partizipativen Prozessen hervor. Es ist zwar intuitiv, dass Informationen eine wichtige Basis der Argumentation sind, aber Informationen können auch als „Diskussionskatalysatoren“ dienen und Reflexion anregen (Himmelboim et al., 2009). Himmelboim et al. (2009) zeigen anhand von 20 politischen Online-Foren, dass 95 Prozent der aktivsten Nutzer zusätzliche Informationen beitrugen und andere eher auf diese reagieren als auf Beiträge ohne Zusatzinformationen. Darüber hinaus wird angenommen, dass eine kollektive Informationsbasis eine kohärente Diskussion begünstigt (Towne & Herbsleb, 2012).

Das letzte Designmerkmal, das hier diskutiert wird, ist der Grad der *Themendefinition*. Noveck (2009) weist auf Folgendes hin: Je spezifischer das Thema oder die zu diskutierende Frage formuliert ist, desto gezielter sollten die Antworten und die Diskussion ausfallen (Noveck, 2009, S. 171). Auch Towne und Herbsleb (2012) sprechen die Empfehlung aus, größere Themen in klar definierte Unterthemen zu unterteilen, um rationale und konstruktive Kommunikation zu ermöglichen. Da die Aufteilung großer Aufgaben in kleine und klar definierte Einheiten eine der wichtigsten Lehren aus Crowdsourcing-Projekten wie Linux oder Wikipedia ist, argumentieren die Autoren, dass die Strukturierung in Unterthemen auch bei der Gestaltung von Online-Diskussionen zur Förderung substanzieller Beiträge durch die Nutzerinnen und Nutzer verwendet werden sollte (Towne & Herbsleb, 2012, S. 103). Ergänzend dazu hat die an diskursiver Online-Partizipation interessierte Journalismusforschung angenommen, dass konkrete und echte Fragen, die von Journalistinnen und Journalisten oder anderen Nutzerinnen und Nutzern in die Diskussionen eingebracht werden, die Quantität und Qualität nachfolgender Nutzerkommentare positiv

beeinflussen (Hermida & Thurman, 2008; Stroud et al., 2015; Ziegele, 2016). Stroud et al. (2015) konnten diese Annahme zumindest für die deliberative Qualität von Nutzerkommentaren auf Facebook-Nachrichtenseiten empirisch nicht nachweisen. Esau et al. (2017) konnten anhand einer vergleichenden Inhaltsanalyse zeigen, dass in einem von der Süddeutschen Zeitung betriebenen Online-Diskussionsforum konkrete und echte Fragen Nutzerkommentare von vergleichsweise hoher deliberativer Qualität ausgelöst haben. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass große Oberthemen auf einer Online-Deliberationsplattform möglichst in kleinere Unterthemen oder noch besser in konkrete und echte Fragen oder Vorschläge strukturiert werden sollten.

Auch wenn die soeben diskutierten Designfaktoren hier und an anderer Stelle als zentral identifiziert wurden, befindet sich die Forschung zu dem *deliberativen Design*²⁴ von Online-Plattformen noch in ihren Anfängen und bedarf weiterer empirischer Studien. Ein vielversprechender theoretischer Ansatz, der ursprünglich aus der Wahrnehmungs- und Gestaltpsychologie stammt, aber zurzeit im Bereich der digitalen Kommunikationsforschung populärer wird, ist das *Affordanzkonzept* (Bossetta, 2018; boyd, 2011; Pentzold & Bischof, 2019). In diesem Zusammenhang zielt der Begriff der ‚Affordanz‘ auf eine Betonung der Komplementarität von Mensch und Design ab. Mit anderen Worten soll das Design einer Online-Plattform stärker in Verbindung mit dem Verhalten der Nutzerinnen und Nutzer auf dieser Plattform gedacht werden: in gegenseitiger Bezugnahme aufeinander und wechselseitiger Ergänzung voneinander. Weiter wird davon ausgegangen, dass Affordanz (also das Zusammenspiel zwischen Mensch und Design) bereits im Design angelegt ist, z. B. in der Funktionalität einer Online-Plattform. Die Bedeutung der Plattform-Nutzer-Komplementarität manifestiert sich nicht zuletzt auch in der Designforschung als Interaktionsdesign oder Interaction Design, das sich mit der Gestaltung von Schnittstellen zwischen Mensch und Maschine beschäftigt. Das Design eines Diskussionsraums im Internet ist nichts anderes als eine solche Schnittstelle, die von Designerinnen und Designern konzipiert und gestaltet werden kann. Der Affordanzansatz wurde bisher nicht im Rahmen

24 Deliberatives Design oder engl.: „deliberative design“ meint, dass das Design einer Online-Plattform so umgesetzt wurde, dass es Deliberation bzw. Kommunikation von hoher deliberativer Qualität fördert. Die oben diskutierten Designfaktoren (faire Moderation, Identifizierung, Asynchronität, Verfügbarkeit von Information und Themendefinition) wurden in dieser Forschungstradition als zentral identifiziert.

der Forschung zu einem deliberativen Design berücksichtigt. Das Konzept könnte beispielsweise hilfreich sein, um analytisch zwischen den Eigenschaften eines Objekts (hier: dem Design einer Plattform bzw. eines Online-Diskursraums, also z. B. der Funktion, einen Profilnamen auswählen zu können) und den darauf bezogenen Verhaltensweisen der Subjekte (hier: dem Verhalten, also z. B. welche Art Profilname gewählt wird) zu unterscheiden. Das eröffnet neue konzeptionelle Herausforderungen, aber auch Möglichkeiten, die später im Analysemodell berücksichtigt und diskutiert werden (vgl. Kap. 4).

3.5 Phase 4: Von Blackbox zu Whitebox – Throughput als Prozess

„The only conceivable way of unveiling a black box,
is to play with it“ (Thom, 1983, S. 298).

Komplexe Prozesse werden in der Forschung häufig als Blackbox behandelt: Es wird zwar an ihren ‚Stellschrauben‘ experimentiert, aber nicht untersucht, was in der Blackbox passiert. Eine Blackbox zu verstehen und im übertragenden Sinne zu ‚öffnen‘, heißt aber auch, sich mit dem bisher verborgenen ‚inneren‘ Teil zu beschäftigen. In welchen Teilen der Deliberationsforschung das bisher versucht wurde und welche Erkenntnisse dabei gewonnen wurden, soll Gegenstand des folgenden Kapitels sein. Obwohl sich, wie im vorangegangenen Kapitel gezeigt wurde, ein großer Teil der theoretischen und empirischen Arbeiten mit dem Throughput von Deliberation beschäftigt hat, ist der eigentliche Deliberationsprozess zu großen Teilen eine Blackbox geblieben. Einer der Gründe liegt darin, dass die zweite Phase der empirischen Deliberationsforschung, die sich schwerpunktmäßig mit der Vermessung der Qualität im Throughput beschäftigt hat, entweder darauf abzielte, die deliberative Demokratietheorie als Ganzes zu falsifizieren oder sie als gegeben anzunehmen, um davon normative Standards als Maßstab für die Beurteilung der Realität heranzuziehen (vgl. Kap. 3.3.). Beide Zielsetzungen bei der Erforschung des Throughputs haben zwar ihre Berechtigung, tragen aber nur eingeschränkt zu einem besseren Verständnis von Deliberation als *Prozess* sowie der *Dynamik* von Deliberationsprozessen bei.

Sobald die Blackbox als Whitebox betrachtet wird, also sobald Prozessverlauf und Dynamik analysiert werden, eröffnet sich eine Vielfalt komplexer Wirkungszusammenhänge, auf die die Deliberationsforschung erst seit jüngster Zeit ihre Aufmerksamkeit richtet. In den letzten Jahren haben

günstige Entwicklungen²⁵ in den Sozialwissenschaften und in der Wissenschaft insgesamt dazu beigetragen, dass das Interesse an komplexen Systemen und den damit verbundenen Prozessen sowie von Dynamik generell merkbar gestiegen ist. Vor diesem Hintergrund lässt sich *Deliberation als dynamischer Kommunikationsprozess* beschreiben. Bisherige wissenschaftliche Arbeiten, die Verlauf und Dynamik des Throughputs analysieren und sich damit von einer statischen Betrachtung von Qualitätsmerkmalen lösen, werden der *vierten und aktuellsten Phase der Deliberationsforschung* zugeordnet und im Folgenden diskutiert.

3.5.1 Prozessverläufe: Prozesstypen, Teilprozesse, Phasen und Sequenzen

Die Erforschung sozialer Kommunikationsprozesse ist, wie bereits angedeutet, eine komplexe Angelegenheit und stellt große Herausforderungen an theoretische Überlegungen und empirische Erhebungs- und Analysemethoden. Für ein umfangreiches Verständnis kann sowohl die Struktur des Kommunikationsprozesses von Interesse sein als auch die Veränderung dieser im Zeitverlauf. Empirische Untersuchungen sind daher besonders rar. Es lassen sich jedoch theoretische Konzepte idealtypischer Verläufe von Deliberation identifizieren, auf denen zukünftige Studien aufbauen können.

Der Blick richtet sich zunächst auf theoretische Überlegungen, die nicht mehr von Deliberation als unidimensionalem Konstrukt ausgehen, sondern Deliberation als *mehrdimensionalen*, dynamischen Kommunikationsprozess begreifen (u. a. Bächtiger, Niemeyer et al., 2010; Bächtiger, Pedrini & Ryser, 2010; Gastil & Black, 2008; Goodin, 2005; Rosenberg, 2007). Unidimensionalität kann empirisch dann angenommen werden, wenn die einzelnen Indikatoren eines Konstruktes eine hohe Korrelation untereinander aufweisen. Es hat sich gezeigt, dass diese Bedingung für zahlreiche (klassische) Merkmale von Deliberation nicht erfüllt zu sein scheint. Die wenigen bisher vorliegenden empirischen Studien sprechen dafür, dass im Gegensatz eher von sogenannten ‚Trade-offs‘ zwischen den Indikatoren für deliberative Qualität auszugehen ist. So können sich z. B. Kontroverse und Partizipation (Mutz, 2006), Argumentation und Respekt

25 Zu nennen sind hier die Weiterentwicklung von Simulations-, Automatisierungs- und Analyseverfahren im Zuge der Computational-Communication oder -Social-Science-Welle sowie ein gewachsenes Interesse an der Komplexität und Dynamik von Kommunikationsprozessen insgesamt.

sowie Argumentation und Reziprozität bei empirischer Beobachtung einzelner Kommunikationsbeiträge oder einzelner Diskussionen korrelativ ausschließen (Bächtiger et al., 2009; Esau et al., 2017).

Nachdem die Unidimensionalität von Deliberation verworfen oder zumindest stark in Zweifel gestellt wurde, lag der nächste, darauf aufbauende Schritt in der theoretischen Definition unterschiedlicher Dimensionen und Teilprozesse des Deliberationsprozesses. Input, Throughput und Output werden dabei entweder als Teilprozesse, Dimensionen oder auch als Phasen bezeichnet. Die Definition dieser als abgeschlossene, aufeinanderfolgende Phasen erscheint bisher mangels einleuchtender theoretischer Erklärungen sowie mangels empirischer Daten an dieser Stelle nicht weiterführend. Der Throughput wird daher im Folgenden bewusst nicht als Phase, sondern als Dimension des Kommunikationsprozesses betrachtet. Nur die Phasen und Teilprozesse, in die die Throughput-Dimension selbst bisher theoretisch eingeteilt wurde, sollen hier in die Diskussion einfließen. Zu den möglichen Teilprozessen des Throughputs gibt es folgende erste Überlegungen: Gastil und Black (2008) unterscheiden zwischen *analytischen* und *sozialen* Teilprozessen von Deliberation (s. Tabelle 3). Darauf aufbauend wurde in dem Beitrag von Black et al. (2011) eine erste Operationalisierung der zwei Teilprozesse vorgeschlagen und explorativ, mithilfe einer Inhaltsanalyse von Diskussionen auf Wikipedia, untersucht. Weiter beschreibt Gastil, wie analytische und soziale Teilprozesse im zeitlichen Verlauf miteinander zusammenhängen könnten (als Phasen): „In our model, the democratic social relations are conceptualized as causally prior to analytic rigor, rather than vice versa.“ (Gastil et al., 2017, S. 3). Ein Blick in die Klassiker der Kleingruppenforschung zeigt, dass sich die zwei von Gastil und Black vorgeschlagenen Teilprozesse unter anderen Begriffen bereits wiederfinden lassen. Bales (1950) hat zwischen *instrumentellen* (oder aufgabenbezogenen) und *expressiven* (oder sozio-emotionalen) Teilprozessen der Kommunikation in Gruppen unterschieden. Bales' (1950) sowie Gastils und Blacks (2008) Typologien weisen zahlreiche Gemeinsamkeiten auf und werden daher zusammengefasst in Tabelle 3 dargestellt, die einen Überblick über die wesentlichen Unterschiede analytischer und sozio-emotionaler Teilprozesse abbildet.

Tabelle 3: Analytische und sozio-emotionale Teilprozesse von Deliberation

Analytischer Prozess	Merkmale der Kommunikation
<i>Schaffung gemeinsamer Informationsbasis</i>	Argumentation über subjektive Erfahrungen und intersubjektive Fakten
<i>Priorisierung zentraler Werte</i>	Reflexion über persönliche Werte, Werte anderer Diskutanten und kollektive Werte
<i>Identifizierung von Problemlösungen</i>	Einbringen von (Lösungs-)Vorschlägen
<i>Abwägung zwischen Vorschlägen</i>	Diskutieren von Pro- und Contra-Positionen und Argumenten zu möglichen (Lösungs-)Vorschlägen
<i>Entscheidungsfindung</i>	Eventuelle Meinungsänderungen, Aggregation
Sozio-emotionaler Prozess	Merkmale der Kommunikation
<i>Möglichkeit zu sprechen</i>	Reziproke und ausgeglichene Partizipation
<i>Verständigung</i>	Klare Aussagen, Klarstellung bei Missverständnissen
<i>Rücksichtnahme</i>	Zuhören, insbesondere bei Uneinigkeit
<i>Respekt</i>	Annahme der Wahrhaftigkeit anderer, Wertschätzung ihrer persönlichen Erfahrung und Perspektive

Anmerkung: Eigene Tabelle aufbauend auf Gastil und Black (2008) und Bales (1950).

Der nächste gedankliche Schritt führt zur Betrachtung von Sequenzen und Phasen sowie der Bestimmung von (ideal-)typischen Sequenzen und Phasen, in denen Deliberationsprozesse verlaufen können. Auf diesen Überlegungen aufbauend können wiederum Typen von Deliberationsverläufen definiert werden. Eine empirische Herausforderung liegt darin, dass für Typenbildungen Merkmale der Deliberation nicht nur auf der Inhaltsebene, sondern gleichzeitig auch bezogen auf die Zeitdimension theoretisiert und untersucht werden müssen. Bisher gibt es kaum empirische Studien, die sich sowohl mit der Zeit- als auch mit der Inhaltsdimension von Deliberationsprozessen systematisch beschäftigt haben (für eine Ausnahme siehe: Albrecht, 2010). Es lässt sich allerdings auf erste theoretische Überlegungen zu Aspekten des zeitlichen Verlaufs von Kommunikationsprozessen allgemein und Deliberationsprozessen im Besonderen zurückgreifen.

Tabelle 4: Phasen der Gruppen-Kommunikation und Online-Deliberation

<i>Stages of Group Development (Tuckman, 1965)</i>	<i>Integrated Model of Group Development (Wheelan, 1994)</i>	<i>Constructivist Model of CMC Interaction (Gunawardena et al., 1998)</i>	<i>Staged Deliberation in Online Threads (Esau & Eilders, 2018)^a</i>
Forming	Dependency and Inclusion	Sharing and comparing of information	Agreement and sharing of information
Storming	Counter dependency and fight	Discovery and exploration of disagreement	Disagreement, opinion expression, expression of emotion, argumentation
Norming	Trust and structure	Negotiation of meaning/Co-construction of knowledge	Modification, summarizing and final opinion expressions
Performing	Work and productivity	Testing and modification	
	Final	Agreement and application	

Anmerkungen: Eigene Tabelle; ^a Überlegungen, die als Teil einer Präsentation für die Konferenz „Citizens, Media and Politics in Challenging Times: Perspectives on the Deliberative Quality of Communication“ entwickelt wurden.

Erste Ansätze, die soziale Kommunikationsprozesse in zeitliche Phasen unterteilt haben, lassen sich etwa in der Kleingruppenforschung finden. Bei der Erforschung von Kommunikation in Gruppen wurde bereits in den 1950er-Jahren eine mehrdimensionale Perspektive im Zeitverlauf gewählt (Bales, 1950; Tuckman, 1965; Wheelan, 1994; Wheelan & McKeage, 1993). Eines der bekanntesten Phasenmodelle ist das von Wheelan (1994; 1993), das zwischen fünf Phasen der Gruppenkommunikation unterscheidet: (1) „Dependency and Inclusion“, (2) „Counterdependency and Fight“, (3) „Trust and Structure“, (4) „Work“, (5) „Termination“. Andere theoretische Idealtypen weisen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede dazu auf (zum Überblick siehe Tabelle 4). Die Unterschiede lassen sich teilweise mit den unterschiedlichen Kontexten und Zielen verschiedener Gruppen erklären, teilweise weisen die Modelle aber auch in dieser Hinsicht theoretische Leerstellen auf. Aus den Gemeinsamkeiten der Konzepte ließe sich für Online-Deliberation ableiten, dass (1) zu Beginn des Kommunikationsprozesses mehr „Agreement“ und „Sharing“ erwartet wird, danach (2) ab der Mitte „Disagreement“ und damit mehr Meinungsäußerung, Emotionalität und Argumentation. Gruppendiskussionen enden den Idealtypen nach (3) mit Modifizierungen, Zusammenfassungen, Lösungsvorschlägen

und finalen Meinungsäußerungen. Inwiefern diese theoretischen Idealtypen der Empirie standhalten, insbesondere mit Blick auf Online-Diskussionen in Gruppen, ist bisher fraglich.

In der Deliberationsforschung gibt es erste Überlegungen dazu, dass der Deliberationsprozess in einzelne idealtypische Sequenzen und Phasen unterteilt werden kann. Damit soll unter anderem berücksichtigt werden, dass Merkmale der Kommunikation (z. B. hoher Argumentationsgrad) zu unterschiedlichen Zeitpunkten im Verlauf der Deliberation unterschiedliche Funktionen erfüllen. Einen zentralen Ausgangspunkt bilden die Überlegungen von Bächtiger et al. (2010) in einem Beitrag, der sich mit klassischen (Typ I) und inklusiven (Typ II) Konzepten von Deliberation und ihrem Verhältnis zueinander in unterschiedlichen Phasen der Deliberation beschäftigt. Die Autoren schlagen, aufbauend auf Goodin (2005), einen sequenziellen Ansatz (*sequential approach*) vor (Bächtiger, Niemeyer et al., 2010, S. 34). Der Deliberationsprozess soll nicht als ein unidimensionales Ganzes begriffen, sondern in voneinander unterscheidbaren ‚Sequenzen‘ gedacht werden. Demnach könnten unterschiedliche Kommunikationsformen, auch jenseits der Argumentation, zumindest in bestimmten Sequenzen bzw. Phasen der Deliberation Rationalität, Reflexivität und Konsens fördern:

„... relaxing the idea that each moment of the communicative process must fully embody rational discourse; rather, alternative forms of communication may spur reflexivity, rationality and desired outcomes, and if there are elements of rational discourse in at least one sequence, this may qualify as ‘good enough’ deliberation“ (Bächtiger, Niemeyer et al., 2010, 34 f.).

Zuvor hatte bereits Rosenberg (2007), ähnlich zu den Phasenkonzepten in der Kleingruppenforschung, zwischen Typen von Deliberations- oder Diskursprozessen unterschieden, die er theoretisch aus einer „structural pragmatic“ Perspektive auf Kommunikation ableitet. Die Bestimmung der Typen erfolgte unter anderem entlang folgender Kategorien: *Ziel des Prozesses*, *eingesetzte Kommunikations- und Koordinationsmodi*, *Regeln für die soziale Interaktion* und *Regeln für die Relevanz von Kommunikationsbeiträgen* (siehe Tabelle 5). Rosenberg macht die Diskurstypen außerdem abhängig von Kontextfaktoren wie etwa der Akteurskonstellation, dem Thema sowie der Rahmung des Themas. Die daraus gebildeten Diskurstypen heißen: *Protodiskurs*, *konventioneller Diskurs*, *kooperativer Diskurs* und *kollaborativer Diskurs* (Rosenberg, 2007), wobei der Protodiskurs nicht weiter erläutert wurde. Bächtiger et al. (2010) haben die Diskurstypen von Rosenberg

(2007) weiter ausdifferenziert und mit Blick auf Parlamentsdebatten um einen weiteren Typ ergänzt: *kompetitiver Diskurs* (siehe Tabelle 5). Je nach Diskurstyp wurden unterschiedliche Standards und „Schwellenwerte“ für Standards festgelegt (Bächtiger, Pedrini & Ryser, 2010). Die Diskurstypen sind auf einer Art Kontinuum angelegt: von Alltag zu rational. Demnach zeichnet sich konventioneller Diskurs (oder Alltagskommunikation) durch mittlere Partizipationsgleichheit, einen hohen Grad an Narration, einen niedrigen bis mittleren Begründungsgrad, ein mittleres Niveau an Respekt, niedrige bis mittlere Reziprozität und mittlere Konstruktivität aus. Am anderen Ende des Diskurskontinuums steht der kollaborative oder rationale Diskurs, der sich durch hohe Partizipationsgleichheit, einen mittleren Grad an Narration, einen sehr hohen Grad an Argumentation, ein sehr hohes Respektniveau, sehr hohe Reziprozität und sehr hohe Konstruktivität auszeichnet.

Die Diskurstypen können auch als Sequenzen oder Phasen begriffen werden, wenn davon ausgegangen wird, dass ein Deliberationsprozess im Zeitverlauf zwischen unterschiedlichen Typen wechseln kann. Den einzelnen Sequenzen und Phasen werden, je nachdem, wann sie zeitlich verordnet werden – eher zu Anfang, in der Mitte oder am Ende der Deliberation – unterschiedliche Funktionen zugeschrieben und es werden verschiedene normative Anforderungen an die unterschiedlichen Phasen gestellt. Curato (2012) hat die Idee des sequenziellen Ansatzes aufgegriffen und mithilfe von Überlegungen aus der Pragma-Dialektik (van Eemeren & Grootendorst, 2004) theoretisch ausgearbeitet und zwischen der Konfrontationsphase, Eröffnungsphase, Argumentationsphase und Konklusionsphase unterschieden. Sie argumentiert, dass diese unterschiedlichen Sequenzen bzw. Phasen der Deliberation unterschiedliche Anforderungen an die Formen der Kommunikation und Rollen der Teilnehmenden stellen. In der Argumentationsphase wird Rationalität in erster Linie durch Argumentation und Gegenargumentation erzeugt. In den früheren Phasen können Storytelling und andere Formen der Kommunikation abseits der Argumentation die Argumentationsphase vorbereiten, indem sie ein grundlegendes Verständnis des Konflikts und herrschender Normen und Werte aufzeigen.

Auch an anderer Stelle in der Deliberationsforschung wurde die Zeitdimension in theoretischen Auseinandersetzungen adressiert. Beispielsweise haben Thompson und Hoggett (2001) angenommen, dass das Äußern von Emotionen in unterschiedlichen Phasen der Deliberation verschiedene Effekte auf andere Deliberationsmerkmale haben kann (z. B. Gleichheit, Respekt). Sie argumentieren, dass Emotionen immer in der Deliberation

präsent sein werden. Daher sollte zu Beginn der Kommunikation über Emotionen, die innerhalb der Gruppe vorherrschen, offen gesprochen werden. Dadurch sollen versteckte negative Effekte durch Emotionen vermieden werden (Thompson & Hoggett, 2001, 359 f.).

Steiner et al. (2017) gehen ebenfalls davon aus, dass Merkmale klassischer und inklusiver deliberativer Kommunikation im Verlauf realer Deliberationsprozesse zu unterschiedlichen Zeitpunkten verschieden stark präsent sein können. Weiter argumentiert das Autorenteam, dass Merkmale, die nicht dem klassischen Konzept der Deliberation entsprechen (z. B. Emotionsäußerungen oder persönliche Angriffe), nicht zwingend die Qualität der gesamten Diskussion und das Ergebnis in Gefahr bringen. Im Gegenteil dazu sollen Stories, Emotionen und Humor sogar in der Lage sein, klassische Deliberation im Verlauf der Diskussion zu fördern. Der Grad der deliberativen Qualität kann stattdessen von Kommunikationsbeitrag zu Kommunikationsbeitrag schwanken und die gesamte Diskussion und das Ergebnis trotzdem insgesamt von hoher deliberativer Qualität sein:

In the course of a particular discussion the various deliberative elements may not always be present to the same extent, and they may even be totally absent. In some sequences, arguments may be justified better than in others. Respect for the arguments of others may vary over the course of a discussion. Debates about the common good may be more frequent in some parts of the discussion than in others. Openness for all actors to speak up freely may also vary as the discussion progresses. For some decisions, the force of the better argument prevails but not for others. Thus, we are confronted with high complexity of how deliberation evolves over the course of a discussion. (Steiner et al., 2017, S. 2).

Das Autorenteam entwickelt zur theoretischen Erklärung ihrer empirischen Beobachtungen das Konzept der ‚Deliberative Transformative Moments‘ (DTM) (s. auch Jaramillo, 2013). Solche entscheidenden Momente oder Wendepunkte im Deliberationsprozess liegen dann vor, wenn eine Diskussion entweder von einem niedrigen zu einem hohen Grad deliberativer Qualität ansteigt oder umgekehrt von einem hohen zu einem niedrigen Grad sinkt. Empirisch haben Jaramillo und Steiner in mehreren explorativen Studien versucht zu illustrieren, wie unterschiedliche Formen der Kommunikation (z. B. Narrationen) den Grad der deliberativen Qualität einer Diskussion von niedrig zu hoch verändern und wie andere narrative Beiträge das Gegenteil bewirken können (Jaramillo & Steiner, 2014; Steiner et al., 2017).

Tabelle 5: Typen von Diskurs- und Deliberationsprozessen

	<i>Konventionell</i>	<i>Kompetitiv</i>	<i>Kooperativ</i>	<i>Kollaborativ</i>
<i>Ziel des Prozesses</i>	Handlungsrichtung; soziale Beziehung	Gegensätzliche Meinung; Sieg über den anderen	Verständigung; Übereinstimmung	Bedeutungsrekonstruktion; „korrekte“ Handlungsoption finden
<i>Partizipationsgleichheit</i>	teilweise gegeben	teilweise gegeben	gegeben	gegeben
<i>Kommunikationsmodi</i>	Persönliche und geteilte Erfahrungen über Narration, Emotionsäußerungen und Humor	„Debattieren“; Argumentation; Ablehnung/Contra-Positionen überwiegen; gelegentlich Narration	Argumentation und Zustimmung/Pro-Positionen überwiegen; gelegentlich Narration	Argumentation und Zustimmung/Pro-Positionen überwiegen; gelegentlich Narration
<i>Regeln für soziale Interaktion</i>	Spezifische Regeln des höflichen und zivilen Umgangs abhängig von sozialen Rollen und Status; mittlerer Respektgrad	Keine Regeln; niedriger oder mittlerer Respektgrad	Aushandlung von Regeln mit Bezug auf allgemeine Grundsätze für faire Beteiligung; hoher Respektgrad	Selbstreflektierendes Management des Diskurses; Schaffung und Aufrechterhaltung von kollektiver und subjektiver Realität; sehr hoher Respektgrad
<i>Regeln für Relevanz der Beiträge</i>	Bezug zum spezifischen Thema oder Bezug zum Vorredner/zur Vorrednerin	Beitrag zum Thema der „Debatte“/ Meinungsverschiedenheit	Ergänzender, an anderen Sprecherinnen und Sprechern orientierter, Beitrag zum Thema	s. oben
<i>Reziprozität</i>	niedrig bis mittel	Mittel	hoch	sehr hoch
<i>Konstruktivität</i>	mittel	Niedrig	hoch	sehr hoch

Anmerkung: Eigene Tabelle aufbauend auf Rosenberg (2007) und Bächtiger et al. (2010).

Das DTM-Konzept weist Gemeinsamkeiten mit dem Konzept der „dialogic moments“ von Black (2008a) auf. Beide Konzepte versuchen, die soziale und inhaltliche Dimension von Deliberationsprozessen mit der zeitlichen

Dimension zusammenzubringen. Auch wenn beide Konzepte etwas diffus sind, gibt Black eine Idee davon, was sie unter „dialogic moments“ versteht: „temporally, dialogue is encountered in brief moments of contact when two (or more) people experience a high degree of what Buber and Rogers call mutuality. Mutuality ‚emphasizes an awareness of the uniqueness of others‘.“ (Black, 2008a, 98 f.). Weiter argumentiert die Autorin, dass isoliert erzählte Geschichten (stories) zwar keine Garantie für Wechselseitigkeit/Gemeinsamkeit (mutuality) darstellen, aber Geschichten, die im Rahmen von Deliberation in Gruppen erzählt werden, könnten zu dialogischen Momenten einladen (Black, 2008a, S. 99). Die Annahme wird anhand exemplarischer Auszüge aus öffentlichen Online-Diskussionen analysiert (Black, 2008a, 2008b). In beiden Beiträgen kommt Black zu dem Schluss, dass persönliche Narrationen dialogische Momente in der Deliberation fördern, indem sie relevante Informationen liefern, Wertehaltungen verdeutlichen und zu einer kollektiven Identität oder Zukunftsvision beitragen. Ein ähnlicher Befund, nämlich dass persönliche Narrationen einen positiven Effekt auf die Interaktivität in Online-Diskussionen haben können, wurde von Polletta und Lee (2006) anhand inhaltsanalytischer Daten vorgestellt.

Ein anderer Forschungsstrang, der sich mit Wirkungsbeziehungen innerhalb des kommunikativen Throughputs beschäftigt und damit ebenfalls auf den Prozessverlauf abzielt, findet sich in der kommunikationswissenschaftlichen Forschung zu Nutzerkommentaren unter Nachrichtenartikeln (Weber, 2012, 2014; Ziegele et al., 2014; Ziegele, 2016; Ziegele et al., 2017; Ziegele & Quiring, 2013). Ein Teil der Studien zu Nutzerkommentaren hat versucht, theoretische Erklärungen dafür zu liefern, dass inhaltliche und formale Merkmale von Kommunikationsbeiträgen auf Nachrichtenwebseiten (z. B. Initial-Beiträgen wie Nachrichtenartikeln, Facebook-Postings oder Nutzerkommentaren unter Nachrichtenartikeln) die Quantität und Qualität der Anschlusskommunikation in der Kommentarspalte, die sie erzeugen, beeinflussen (Weber, 2012, 2014; Ziegele et al., 2014; Ziegele, 2016; Ziegele & Quiring, 2013). Für die theoretische Erklärung wurde auf die Nachrichtenwerttheorie (Galtung & Ruge, 1965) und die Konzeptualisierung von Nachrichtenfaktoren als Relevanzindikatoren (Eilders, 1997) zurückgegriffen. Die Überlegungen wurden zu einem Konzept des Diskussionswerts von Kommunikationsbeiträgen und spezifischen Diskussionsfaktoren analog zu Nachrichtenfaktoren ausgearbeitet, welches empirisch anhand von Nachrichtenartikeln und Nutzerkommentaren überprüft wurde (Weber, 2012, 2014; Ziegele et al., 2014; Ziegele et al., 2018). Demnach wirken sich Diskussionsfaktoren positiv auf die

Quantität und Qualität von Nutzerreaktionen aus (Weber, 2012; Ziegele & Quiring, 2013).

Da es Überschneidungen zwischen Nachrichten-/Diskussionsfaktoren und klassischen und inklusiven Deliberationsmerkmalen gibt, bieten sich hier theoretische Anknüpfungspunkte: Während die Deliberationsforschung die Bedeutung argumentativ begründeter Beiträge als Teil deliberativer Qualität betont (Janssen & Kies, 2005), wird die Verwendung von Argumenten in der Nachrichtenwertforschung als Indikator für den Nachrichten-/Diskussionsfaktor Faktizität gesehen (Weber, 2014; Ziegele et al., 2014). Weiter ist mit dem Nachrichten-/Diskussionsfaktor Personalisierung im Grunde die Erwähnung von Personen und persönlichen Informationen in Form von Narrationen gemeint (Weber, 2014; Ziegele et al., 2014). In der Nachrichtenwertforschung wurde argumentiert, dass sich Personalisierung über Identifikationsprozesse positiv auf die Bereitschaft auswirkt, sich mit Medieninhalten zu beschäftigen (Eilders, 1997). Auf Online-Deliberation übertragen kann dies bedeuten, dass Nutzerkommentare, die Narration enthalten, eher gelesen und unter Umständen auch eher beantwortet werden (Quantität der Reaktionen). Für Emotionsäußerungen lassen sich ähnliche Begründungen anführen (Eilders, 1997, S. 104). Des Weiteren haben Studien auch Negativität, 'echte Fragen' und Humor als mögliche Diskussionsfaktoren diskutiert und empirisch untersucht (Ziegele et al., 2014; Ziegele, 2016; Ziegele & Quiring, 2013). Darüber hinaus wurde ein positiver und signifikanter Effekt des Diskussionsfaktors Kontroverse auf Interaktivität gefunden (Weber, 2014).

Die Befunde zu dem Diskussionswert von Nutzerkommentaren sind zwar bisher nicht eindeutig, aber der Forschungsstrang ist auch noch jung. Die Nutzerkommentarforschung eröffnet hier eine neue Perspektive auf Online-Deliberation, da sie die subjektive Sicht der Nutzerinnen und Nutzer im Hinblick auf ihre Bereitschaft zur kommunikativen Reaktion zu ihrem Forschungsinteresses erklärt (Ziegele et al., 2014; Ziegele, 2016). Hier bieten sich neue Ansatzpunkte zur Erklärung der Dynamik von Online-Deliberationsprozessen.

Das Ziel zukünftiger Forschung wäre durch die Sequenzialisierung von Deliberationsprozessen typische Sequenzen und Phasen empirisch zu entdecken und theoretische Annahmen zu typischen Sequenzen und Phasen in der Deliberation empirisch zu überprüfen. Auf dieser Basis ließen sich empirisch aussagekräftigere Typen von Diskurs- oder Deliberationsprozessen oder Teilprozessen aufstellen. Das Konzept der DTM und ähnliche theoretische Überlegungen, welche auf signifikante Momente im Deliberationsprozess abstellen, sind hilfreich, um die hinter zentralen Veränderun-

gen im Kommunikationsprozess liegenden Wirkungsbeziehungen besser verstehen und erklären zu können. Der Forschungsstrang, der sich mit der Erklärung von Prozessveränderungen auseinandersetzt, wird im folgenden Unterkapitel vorgestellt.

3.5.2 Prozessveränderungen: Dynamik und Mechanismen

„In dialogue there is movement“ (Bohman, 1996, S. 58)

Der Begriff „Dynamik“ hat in den letzten 20 Jahren in den Sozialwissenschaften große Beliebtheit erlangt. In den zwei größten wissenschaftlichen Datenbanken, Scopus und Web of Science, haben seit 1943 mehr als 6.000 Publikationen mit sozialwissenschaftlichen, an Kommunikation interessierten Fragestellungen den Begriff im Titel und/oder Abstract verwendet. Zudem fällt eine rapide Verbreitung auf, die der Begriff erfahren hat: Während in den 1990ern durchschnittlich noch zwischen 20 und 90 sozialwissenschaftliche Publikationen pro Jahr Dynamik und Kommunikation in ihrem Titel und/oder Abstract vereinen, liegt der Jahresdurchschnitt in den letzten zehn Jahren zwischen 300 und 400 Publikationen. Die Zahlen aus der Datenbankrecherche sprechen dafür, dass sich die Sozialwissenschaften von einer statischen Betrachtungsweise sozialer Kommunikation lösen und zunehmend einen Blick für dynamische Verläufe und Prozesse entwickeln. Das wachsende Interesse an Dynamik scheint jedoch bisher mehr von Faszination als von Systematik gekennzeichnet zu sein und beschränkt sich in der Empirie noch stark auf die deskriptive Beschreibung von Prozessverläufen.

Dabei haben sich in der kommunikationswissenschaftlichen Forschung seit Beginn bis heute starke Stimmen für eine systematische Betrachtungsweise der Dynamik von Kommunikationsprozessen ausgesprochen. Zwei ältere und zwei jüngere Beispiele sollen hier hervorgehoben werden. Bei dem ersten Beispiel handelt es sich um einen Essay von Brenda Dervin (ehemalige Präsidentin der International Communication Association, ICA), der vor fast 30 Jahren in der Fachzeitschrift „Communication Theory“ erschienen ist, und ein Plädoyer für eine Neu-Fokussierung der Kommunikationsforschung formuliert. Dervin (1991) spricht sich dafür aus, dass zumindest Teile der kommunikationswissenschaftlichen Forschung weg von ihrem Fokus auf statische Entitäten hin zu einem Fokus auf die Dynamik von Kommunikationsprozessen übergehen sollten:

„[F]rom its current focus on entity or state conditions to process or dynamic conditions; from descriptions, predictions, and/or explanations of how entities are to descriptions, predictions, and/or explanations of how entities make and are made; from a focus on beginnings and endings to a focus on connectings [sic] between and movements from here to there.” (Dervin, 1991, S. 61).

Ein weiteres frühes Beispiel für den Versuch einer Re-Fokussierung der Kommunikationswissenschaft auf Dynamik war der „dynamisch-transaktionale Ansatz“ von Früh und Schönbach, welches als „neues Paradigma der Medienwirkungen“ formuliert wurde (Früh & Schönbach, 1982). Darin haben die Autoren vor fast 40 Jahren deutlich gemacht: „Will man Wirkungsverläufe prognostizieren, so sind Ereignisketten im Wirkungsprozess mit spezifischen Übergangswahrscheinlichkeiten zu beschreiben“ (Früh & Schönbach, 1982, S. 85). Aus dieser Überlegung haben die Autoren drei Folgen für die Analyse von Kommunikationsprozessen abgeleitet: (1) die *strikte Trennung von abhängigen und unabhängigen Variablen im Untersuchungsmodell ist aufzuheben*, und stattdessen ist ein Fokus auf (2) *transaktionale Beziehungen zwischen Variablen* und (3) *dynamische Verläufe* zu richten. Im DTA bestand für Früh und Schönbach das *Dynamische* u. a. darin, dass „Wirkungen selten linear verlaufen, sondern auch qualitative Sprünge aufweisen und Effekte ihrerseits oft die Ursachen ihrer eigenen Veränderung sind“ (Früh & Schönbach, 1982, 80 f.; s. auch Früh & Schönbach, 2005, S. 5). Damit haben die Autoren eine entscheidende Richtung vorgegeben: weg vom gewohnten UV/AV-Modell, hin zur Beschreibung und Erklärung transaktionaler Variablenbeziehungen und dynamischer Verläufe.

Als Zeichen dafür, dass sich die jüngere Kommunikationswissenschaft in diese Richtung bewegt und weiter bewegen wird, können zwei Aufsätze von Neuberger (2014, 2017) gesehen werden. Der erste ist der programmatisch-theoretische Aufsatz „Konflikt, Konkurrenz und Kooperation. Interaktionsmodi in einer Theorie der dynamischen Netzwerköffentlichkeit“, der 2014 in der Fachzeitschrift „Medien & Kommunikationswissenschaft“ erschienen ist und mit dem Theoriepreis der DGPK ausgezeichnet wurde. Darin macht Neuberger deutlich, dass die Kommunikationswissenschaft bisher für die Analyse dynamischer Netzöffentlichkeit unzureichend aufgestellt ist und begründet den Umstand u. a. mit der bisher mangelnden *Betrachtung von Relationen*, dem Mangel an *Erklärungen für Abweichungen von idealtypischen Prozessverläufen* sowie Bestimmungen der *Determinanten des Verlaufs* (Neuberger, 2014, 569 ff.). Neuberger verweist auf Vorarbeiten der Dialoganalyse (Fritz & Hundsniurscher, 1994), Konversations- oder

Gesprächsanalyse (Brinker & Sager, 2006), Diskursanalyse (Jäger, 2015; Spitzmüller & Warnke, 2011) und Diskursnetzwerkanalyse (Janning et al., 2009) als Ansatzpunkte für die zukünftige Forschung. Zu ergänzen wäre in dieser Liste noch die Sequenzanalyse (z. B. Cornwell, 2015), die ebenso mit relationalen Daten umgehen kann und vielversprechende Anknüpfungspunkte zur Analyse „von Sequenzmustern in der Kommunikation von Dyaden und Kleingruppen“ bietet (Neuberger, 2014, S. 571) und aus diesem Grund in der folgenden Untersuchung für die Analyse von Online-Deliberationsprozessen zum ersten Mal ausprobiert wird.

Seitdem wurden in der Kommunikationsforschung insbesondere methodisch bei der Netzwerkanalyse, aber auch im Bereich der Computersimulation, Fortschritte erzielt. Einen wertvollen Überblick zu den neueren Entwicklungen bei der Betrachtung dynamischer öffentlicher Kommunikationsprozesse gibt Neuberger (2017) in dem Aufsatz „Die Rückkehr der Masse – Kollektivphänomene im Internet aus Sicht der Massen- und Komplexitätstheorie“. Darin bringt er überzeugend auf den Punkt, dass die Typologien von Massen- und Kollektivphänomenen zwar auf der zeitlichen, räumlichen und sozialen Ebene Beschreibungen von Akteurskonstellationen zulassen, jedoch nicht in der Lage sind, Dynamiken zu erklären, die überraschend oder schwer vorhersagbar sind. Dafür sieht Neuberger in theoretischer Hinsicht komplexitätstheoretische Überlegungen und in analytischer Hinsicht Bottom-up-Ansätze als besonders geeignet, die mit der Untersuchung von Interaktionen auf der Mikro-Ebene beginnen.

Auch wenn die vier Beispiele und die Empfehlungen, die sie herausarbeiten, wichtige Richtungsweisungen für die Weiterentwicklung der Theorien und Erhebungsmethoden zur Erforschung dynamischer Kommunikationsprozesse vorschlagen, ist trotzdem festzuhalten, dass sowohl die systematische Erforschung öffentlicher Kommunikation insgesamt als auch speziell der Bereich der Deliberationsforschung weiterhin zögerlich dynamische Prozesse untersucht.

Als Illustration der Wahrnehmung, dass die Kommunikationswissenschaft erst in den Anfängen der Erforschung von Dynamik(en) steht, lohnt sich zusätzlich ein Überblick zur Verwendung des Dynamikbegriffs. Die Suche nach dem Begriff ‚dynamic‘ (deutsch: Dynamik oder dynamisch) in den Publikationstiteln der zwei renommiertesten deutschsprachigen und fünf internationalen Fachzeitschriften der Kommunikationswissenschaft²⁶

26 In „Communication Theory“, die seit 1991 existiert, wurden 3 Artikel im Zeitraum zwischen 1991–2009 veröffentlicht; „Political Communication“ seit 1980: 9 Artikel (2010–2019); „Journal of Communication“ seit 1951: 27 Artikel (1952–

ergibt insgesamt 76 Artikel. Die Sichtung der Abstracts und Textstellen, in denen die erwähnten Suchbegriffe vorkommen, zeigt, dass, obwohl die Studien Kommunikationsdynamik zu ihrem Forschungsgegenstand erklären, in den meisten Studien keine Definition oder Erläuterung des Dynamik-Begriffs angeboten wird (z. B. Bruns, 2012; Habel, 2012; Hardy & Scheufele, 2009; Nooy & Kleinnijenhuis, 2013; Song & Boomgaarden, 2017). Der Begriff „Dynamik“ wird anscheinend synonym für „Bewegung“ und/oder „Veränderung“ im Kommunikationsprozess bzw. „dynamisch“ für „beweglich“ und/oder „veränderbar“ verwendet. Die Studien verwenden den Begriff der Dynamik wahrscheinlich deshalb im Titel, weil sie an Veränderungen im Zeitverlauf interessiert sind. Das kann bedeuten, dass sie deskriptiv beschreiben, dass sich etwas in zeitlicher Hinsicht verändert oder, dass sie den Veränderungsprozess selbst erklären wollen, bei dem etwas durch sich selbst oder durch etwas anderes verändert wird (Dervin, 1991; Früh & Schönbach, 1982). Da bisherige Studien nicht definieren, was genau sie unter Dynamik verstehen, und dies nur bedingt rekonstruiert werden kann, wird auch die Interpretation der Ergebnisse teilweise erschwert. Trotzdem lassen sich Definitionsversuche des Dynamikbegriffs an anderer Stelle im Fach identifizieren und daran weitere Überlegungen anknüpfen.

Generell hängt der Dynamikbegriff von dem betrachteten Kommunikationsprozess und den darin von Veränderung betroffenen „Entitäten“ ab (Dervin, 1991). Allgemeiner haben Fahr und Früh (2011) in Auseinandersetzung mit dem Prozessbegriff definiert, dass ein Prozess dann dynamisch ist, „wenn es zu Veränderungen des Tempos, zur Stabilisierung oder zu plötzlichen Umkehrungen in Abläufen kommt“ (2011, S. 20). Weiter definiert das Autorenteam: „Unter dynamisch fassen wir die Häufigkeit und Intensität von Wechseln im Prozessverlauf. Dynamik verleiht Prozessen demnach ihre Geschwindigkeit“ (2011, S. 20). Es lässt sich festhalten, dass sowohl (a) die Tatsache, dass eine Veränderung im Prozess auftritt als auch (b) die Geschwindigkeit, mit der Veränderungen auftreten als auch (c) die Ursache, welche die Veränderung bewirkt oder antreibt, als Dynamik verstanden werden kann. Darauf aufbauend lässt sich nochmals der Schluss festhalten, dass bei empirischen Betrachtungen der Dynamik von Kommunikationsprozessen unterschiedliche Schwerpunkte im Hinblick auf das

2017); „New Media & Society“ seit 1999: 7 Artikel (2004–2017); „Information, Communication & Society“ seit 1998: 22 Artikel (1998–2019); „Publizistik“ seit 2000 online: 5 Artikel (2005–2017); „Medien und Kommunikationswissenschaft“ seit 2000 online: 3 Artikel (2005–2017)

Erkenntnisinteresse gesetzt werden können, die seitens der Forscherinnen und Forscher transparent gemacht werden müssen. Die Erläuterungen zur Dynamik von Kommunikationsprozessen nach Fahr und Früh (2011) geben eine wichtige Richtung vor, um weitere Literatur zur dynamischen Perspektive auf Kommunikations- bzw. Deliberationsprozesse zu identifizieren.

Die Bedeutung der relationalen Perspektive für die Erforschung der Dynamik von Kommunikationsprozessen wurde bereits hervorgehoben. Kommunikation zwischen mindestens zwei Elementen/Einheiten legt Relationalität als Wesensmerkmal von Kommunikation nahe (Merten, 1999). In theoretischer und methodischer Hinsicht ist zusätzlich die Verbindung der Zeit-, Inhalts- und Sozialdimension vielversprechend (siehe z. B. auch Albrecht, 2010; Neuberger, 2014, 2017), nicht nur zur Typenbildung, sondern auch für Erklärungen von Veränderungen und Übergängen zwischen den Typen. Wenn auf die Zeitdimension verzichtet wird, besteht die Gefahr, dass Relationen im Kommunikationsprozess als statische Netzwerkausschnitte abgebildet werden, was nur zu begrenztem Erkenntnisgewinn für ein Verständnis der Kommunikationsdynamik beiträgt (s. auch Stoltenberg & Maier, 2019). Diese Erkenntnis lässt sich u. a. auch aus dem wissenschaftlichen Diskurs zu einer relationalen, dynamischen Betrachtungsweise von Kommunikation ableiten, die durch die Netzwerkforschung inspiriert wurde (Moody, 2011). Orientiert an der Logik der Netzwerkanalyse wurden bei der Erforschung von Kommunikation auch Relationen zwischen Akteuren und Inhalten vermehrt in den Blick genommen, teilweise auch Veränderungen dieser im Zeitverlauf (Fuhse, 2009; Janning et al., 2009; Leifeld & Schneider, 2012; Lusher et al., 2012). Als Erhebungsmethode wurde die Diskursnetzwerkanalyse entwickelt (Janning et al., 2009) und in Ansätzen wurden relationale Varianten der Inhaltsanalyse diskutiert (Adam, 2008). Besonders vielversprechend erscheint die Verbindung von relationaler Inhaltsanalyse als Erhebungsmethode und Netzwerkanalyse oder anderer Auswertungsmethoden, die mit relationalen Daten umgehen können, als Analyseverfahren (Adam, 2007, 2008; Albrecht, 2008, 2013; Nuernbergk, 2013; Stoltenberg & Maier, 2019). Es gibt zwar erste Studien in der Deliberationsforschung, die sowohl den Inhalt als auch Relationen zwischen Kommunikationsbeiträgen berücksichtigen (Black, Welser et al., 2011; Graham, 2008), bisher jedoch aus einer explorativen und statischen Perspektive. Für die Analyse zeitlicher Verläufe lässt sich auf andere Analysestrategien der politischen Kommunikationsforschung aufbauen etwa auf der Zeitreihenanalyse, dem Agent-Ba-

sed-Modeling (ABM) bzw. auf Simulationsansätzen allgemein, auf Prozess-Tracing-Ansätzen²⁷ oder auf der dynamischen Netzwerkanalyse (DNA).

Die Erforschung der Dynamik von Deliberationsprozessen wird vor allem dann ergiebig sein, wenn sie ausmachen kann, was die entscheidenden Veränderungen des Prozesses sind, die es zu beobachten gilt und wie es zu diesen Veränderungen kommt. In diesem Zusammenhang ist der Begriff der *Mechanismen*²⁸ aus theoretischer Sicht vielversprechend. In der Soziologie wurde der Begriff der sozialen Mechanismen bereits theoretisch ausgearbeitet (Hedström & Swedberg, 1996; Tranow et al., 2016) und ist für die Überlegungen hier anschlussfähig. In der Deliberationsforschung hat der Mechanismusbegriff bisher keine große Rolle gespielt. In den letzten Jahren wurde er einige Male in Zusammenhang mit deliberativer Interaktion auf der Mikro-Ebene verwendet (Albrecht, 2010; Bächtiger & Parkinson, 2019; Bächtiger & Wyss, 2013). Auf der theoretischen Ebene ist der Begriff bisher im Kontext von Deliberationsprozessen noch wenig ausgereift. Albrecht (2010) verwendet den Begriff der „kommunikativen Mechanismen“ bei der Analyse von Online-Deliberationsprozessen:

„Die Frage nach der Kompetenz zur Bearbeitung oder gar Lösung von Problemen zielt dabei entweder auf die Akteure und ihre Kompetenzen oder auf die Kommunikation, also darauf, in welchem Maße die kommunikativen Mechanismen eines Diskurses in der Lage sind, Probleme einer Lösung zuzuführen.“ (Albrecht, 2010, S. 149).

Diese Überlegung führt er nicht weiter, stattdessen nimmt er an, dass es eine Art Vergütungsmechanismus geben müsste, wonach „aktive Teilnehmer durch ihre Teilnahme belohnt werden und so zu einer Fortsetzung ihrer Aktivität bewegt werden“ (Albrecht, 2010, S. 162). Diesen Mechanismus erklärt er mit dem Matthäus-Effekt: „wer hat, dem wird gegeben“ (Merton 1968),²⁹ der häufig für die Entstehung von power law-artigen Kur-

27 Process-Tracing als Ansammlung unterschiedlicher Methoden und Analyseansätze wird häufiger in der Politikwissenschaft angewandt, wo sie derzeit einen Boom erfährt. In der Kommunikations- und Medienwissenschaft ist das Methoden-Label bisher weniger verbreitet.

28 Der Mechanismus-Begriff wird hier als Metapher verwendet. Er suggeriert eine Vorstellung von Bewegung oder Dynamik und dabei von Elementen, die sich gegenseitig beeinflussen. Der Mechanismus ist dafür verantwortlich, dass die Dynamik aufrechterhalten wird. Im weiteren Verlauf der Arbeit wird der Begriff des kommunikativen Mechanismus auf theoretischer Ebene ausgearbeitet.

29 Der Matthäus-Effekt funktioniert in beide Richtungen, den Effekt in die umgekehrte Richtung kann man zu unterhaltenden Zwecken auch den „Lothar-Matthäus-Effekt“ nennen. Diese humoristische Idee stammt von Kollegen aus der

ven verantwortlich gemacht wird (Albert et al., 1999). Albrecht analysiert den Verlauf von Nutzerdiskussionen im Rahmen mehrerer Online-Partizipationsverfahren und kann nur in einigen Diskussionsräumen geringfügige Schwankungen finden, die die Annahme des Vergütungsmechanismus bestätigen (Albrecht, 2010, S. 163). Der Befund selbst ist an dieser Stelle zweitrangig, interessanter ist der Begriff der kommunikativen Mechanismen, der jedoch für Albrecht nicht von zentraler Bedeutung ist und daher nicht weiter definiert oder theoretisch ausgearbeitet wird. Sein implizites Begriffsverständnis bietet aber Anknüpfungsmöglichkeiten für weitere Überlegungen. Er erklärt, dass ein Vergütungsmechanismus vorliegt, wenn „aktive Teilnehmer durch ihre Teilnahme belohnt werden und so zu einer Fortsetzung ihrer Aktivität bewegt werden“ (Albrecht, 2010, S. 162). Um zu erläutern, was der Mechanismus ist, beschreibt er im Grunde eine Sequenz innerhalb des Prozesses, die er für weitere Veränderungen im Kommunikationsprozess verantwortlich macht.

Der Mechanismusbegriff taucht auch bei Bächtiger und Wyss (2013) und Bächtiger und Parkinson (2019) auf. Bächtiger und Wyss erwähnen Transformationsmechanismen: Diese werden im Deliberationsprozess bzw. Throughput verortet und für evtl. Präferenztransformationen verantwortlich gemacht. Danach wird weiter erläutert: „aus deliberativer Perspektive sind dabei insbesondere die Deliberationsqualität sowie die diskursiv erzielten Lerngewinne wünschenswerte Transformationsmechanismen“ (2013, S. 164). Hierzu drängt sich die Frage auf, wie genau Präferenzen durch die Qualität des Deliberationsprozesses transformiert werden, also was genau der Mechanismus ist. Bei Bächtiger und Parkinson (2019) kommt der Begriff der „transmission mechanisms“ vor: Hier wird ein von anderer Stelle entlehntes Konzept von ‚memes‘ (z. B. Stories) in die Deliberationsforschung eingeführt, welche von einem Deliberationskontext in einen anderen übertragen werden können und daher als Mechanismen der Transmission bzw. Übertragung verstanden werden.

Für die Erforschung der Dynamik von Deliberationsprozessen wäre der Mechanismusbegriff weiter auszuarbeiten: Was ist der Mechanismus, der die Deliberationsdynamik am Laufen hält? Dabei lässt sich, wie bereits vorweggeschickt, auf Überlegungen zu sozialen Mechanismen in der Soziologie aufbauen (Bunge, 1997; Hedström & Bearman, 2011; Hedström & Swedberg, 1996; Tranow et al., 2016). Dort werden soziale Mechanismen als Grundbausteine prozesshafter soziologischer Theorien betrachtet.

Soziologie, die die Trierer Summer School zur Netzwerkanalyse im Jahr 2016 geleitet haben (u. a. Markus Gamper).

Für Bunge (1997) sind soziale Mechanismen das, „what makes a concrete system tick“. Mit Merton wurde argumentiert, dass soziale Mechanismen „a middle ground between social laws and description“ (Hedström & Swedberg, 1996, S. 282) sind. Diese Überlegungen laden dazu ein, ein besseres Verständnis des Mechanismusbegriffs in der Deliberationsforschung zu entwickeln. Darauf aufbauend könnten Annahmen aus bisherigen deliberativen Demokratietheorien herausgearbeitet und mit anderen theoretischen Ansätzen ergänzt werden, um z. B. wie Mutz (2006), die ebenfalls mit Bezug auf Merton (1968) argumentiert hat, zu deliberativen Theorien und theoretischen Konzepten mittlerer Reichweite zu gelangen, die empirisch überprüft werden können. Mit Bezug auf Neuberger (2014, 2017) lässt sich argumentieren, dass Bottom-up-Ansätze besonders vielversprechend erscheinen, die zunächst die Mikroebene deliberativer Dynamik beleuchten, um davon ausgehend zu weiteren Erklärungsebenen zu gelangen. Aufbauend auf diesen Überlegungen wird in Kapitel 4 ein theoretischer und analytischer Zugang zur Dynamik von Deliberationsprozessen entwickelt und ab Kapitel 5 inhalts- und sequenzanalytisch anhand von Online-Diskussionen im Rahmen von Partizipationsverfahren empirisch untersucht.

3.6 Zusammenfassung und Forschungslücken

In diesem Kapitel wurde ein Überblick über die Forschung zu öffentlichen Deliberationsprozessen gegeben. Zunächst wurden in Kapitel 3.1 bisherige Systematisierungen des Forschungsstands evaluiert. Dabei wurde wie bereits für Online-Deliberation vorgeschlagen (Friess & Eilders, 2015), das Input-Throughput-Output-Modell aus der Öffentlichkeitstheorie als brauchbare Heuristik für die Einordnung der Literatur diskutiert. Es wurde gezeigt, dass das Modell bisher in der Forschung nicht einheitlich verwendet wurde. Zu unterschiedlichen Zeitpunkten der Deliberationsforschung wurden unterschiedliche Systematisierungen des Forschungsstands vorgeschlagen, die hier erst zusammengeführt werden mussten, um einen umfassenden und systematischen Überblick zu gewinnen. Dabei wurde ein interdisziplinärer Blick auf die Literatur gewählt. Bei der Sichtung der Literatur, aus den unterschiedlichen Fachkulturen, konnten als größte Gemeinsamkeit ihre Zugehörigkeit zu vier unterschiedlichen Phasen der Deliberationsforschung identifiziert werden.

Die erste Phase war an den Ergebnissen öffentlicher Deliberation interessiert. Die primär interessierenden Phänomene waren die normativen

Bedingungen für Deliberation, erwünschte Ergebnisse von Deliberation und teilweise kausale Beziehungen dazwischen (Delli Carpini et al., 2004; Mutz, 2008). Der Kommunikationsprozess wurde als Blackbox behandelt und nicht empirisch untersucht. Trotzdem war die erste Phase eine wichtige Zeitspanne, da hier begonnen wurde, mit dem Ideal der deliberativen Demokratie in der Praxis zu experimentieren. Die empirischen Untersuchungen haben gezeigt, dass Deliberation in der Praxis funktioniert und zu Meinungsänderungen in Richtung Konsens oder zumindest Metakonsens führt (Dryzek & Niemeyer, 2006; Fishkin, 1995; Niemeyer, 2004). Wie die Ergebnisse mit dem Deliberationsprozess selbst zusammenhängen, wurde in dieser Phase nicht untersucht.

Daran anschließend hat die zweite Phase damit begonnen, normative theoretische Annahmen in empirisch messbare Kriterien zu übersetzen (Janssen & Kies, 2005; Steiner et al., 2004). Auf dieser Basis konnten inhaltsanalytische Untersuchungen die deliberative Qualität von Kommunikationsprozessen vermessen und beurteilen. Diese Phase leistete einen wichtigen Beitrag zum klassischen theoretischen Konzept der Deliberation. Ebenfalls wichtig war die neue Möglichkeit, reale Kommunikation anhand der Qualitätsmerkmale deskriptiv zu beschreiben. In methodischer Hinsicht wurden Kategoriensysteme für klassische Merkmale der Deliberation entwickelt und empirisch erprobt, auch an Online-Diskussionen (Kies, 2010; Stromer-Galley, 2007). Die Weiterentwicklung messbarer inhaltsanalytischer Variablen hat zunehmend ermöglicht, die Ergebnisse mit Blick auf bisherige Studien zu validieren. Gleichzeitig war die zweite Phase geprägt von einer theoretischen Kontroverse, in der das klassische Konzept eine umfassende Kritik erfahren hat (u. a. Bickford, 2011; Young, 2000), auf die es teilweise mit neuen theoretischen Konzepten reagierte (Bächtiger, Niemeyer et al., 2010). Am zentralsten erscheint die Kritik, dass die Deliberationsforschung sich bisher zu stark auf Argumentation und Gegenargumentation allein fokussiert. Der Forschungsstand zu einem inklusiven Konzept der Deliberation ist bisher begrenzt (u. a. Black, 2008a, 2008b; Graham, 2010). Als zentrale Lücke hat sich herausgestellt, dass bisher kein theoretisches Konzept inklusiver deliberativer Reziprozität vorliegt, welches Reaktionen auf Kommunikationsformen abseits der Argumentation berücksichtigt.

Die zweite Phase war grundlegend für die dritte Phase. Denn der Schritt, normative Standards empirisch vermessen zu können, war entscheidend für die vergleichende Deliberationsforschung der dritten Phase. In diesem Abschnitt der Deliberationsforschung wurden Einflussfaktoren auf die deliberative Qualität von Diskussionen identifiziert. Dazu gehören

Kontextfaktoren, die u. a. in dem Thema der öffentlichen Kommunikation liegen oder bezogen auf Online-Diskussion in dem Design der Plattform (Esau et al., 2017; Towne & Herbsleb, 2012; Wright & Street, 2007). Es erfolgte eine breitere Analyse der Forschungsliteratur zu den Einflussfaktoren auf nutzergenerierte Online-Diskussionen, um darüber hinaus Personenmerkmale (Iosub et al., 2014; Mendelberg et al., 2014; Ziegele, 2016) und Motivation (Springer et al., 2015) als Einflussfaktoren zu berücksichtigen.

Für die vierte Phase der Deliberationsforschung wurde gezeigt, dass hier ein zunehmendes Interesse an einer dynamischen Perspektive auf öffentliche Deliberation zu verzeichnen ist. Dafür wurden erste theoretische Überlegungen zu idealtypischen Sequenzen und Phasen von Deliberationsprozessen entwickelt (Bächtiger, Pedrini & Ryser, 2010; Curato, 2012). Es fällt auf, dass die Überlegungen nicht mehr ganz jung sind, trotzdem wurden sie bisher in der empirischen Forschung kaum weiterverfolgt. Teilweise auch deshalb, weil bisher kein methodisches Vorgehen für die empirische Untersuchung dynamischer Deliberationsprozesse vorgelegen hat. Bisher hat vor allem die qualitative Forschung Deliberation im Zeitverlauf betrachtet. In der quantitativ-orientierten Forschung konnten im Bereich der Nutzerkommentarforschung und dort bei der Erforschung von Interaktivität in Online-Diskussionen (Weber, 2014; Ziegele et al., 2014) erste Anknüpfungspunkte für die vorliegende Untersuchung aufgezeigt werden.